

Allgemeine Literaturzeitung.

N^{ro}. 35.

Dienstag, den 3. May

1814.

Geburtshülfe.

Bemerkungen über die französische Geburtshülfe, nebst einer ausführlichen Beschreibung der Maternité in Paris, von Johann Friedr. Oslander, Dr. Privat-Doctent in Göttingen, Assessor der königl. Societät der Wissenschaften daselbst, Correspondent der Erlanger physikalisch-medicinischen Gesellschaft, der Societé médicale d'émulation zu Paris, und der Societé de médecine pratique zu Montpellier. Hannover bey den Brüdern Hahn. 1813. kl. 8. 308 S. nebst Dedicacion, Vorrede und Inhaltsanzeige XII S. 1. L.

Der Verfasser, ein würdiger Sohn des gelehrten Fr. Benj. Oslander in Göttingen, hielt sich ein ganzes Jahr, vom May 1809 bis zum May 1810, in Paris auf, und machte sich's zur besondern Angelegenheit, die dasigen geburtshülftlichen Versorgungs- und Unterrichtsanstalten, sowohl öffentliche als private, kennen zu lernen, wobey ihm seine literarische Connexion und seine freundschaftlichen Personalverhältnisse mit *Baudelocque, Gardien, Danyau* u. a. vorzüglich zu Statten kamen. Man lernt aus dieser Schrift die vorzüglichsten Geburtshelfer der neuesten Zeit von Paris und Strafsburg kennen; der Verf. benutzte jede Gelegenheit, ihre Ansichten, Grundsätze, Maximen zu erforschen, und ihr Kunsthandeln zu beobachten. Dadurch erhält die Schrift ein eigenes, wissenschaftliches Interesse, welches noch dadurch erhöht wird, daß der Verf. die Kunstnachrichten, die er uns mittheilt, mit kritischen Bemerkungen begleitet, wobey nur die Einseitigkeit zu bedauern ist, nach welcher Alles den bekannten Oslander'schen Lehrrsätzen, als dem einzig richtigen Maßstabe, untergeordnet wird, so, daß man zu glauben versucht wird, der Sohn habe diese Gelegen-

Fünftes Heft.

heit ergriffen, um das Andenken der Lehre des Vaters wieder aufzufrischen. So natürlich und verzeihlich diese Anhänglichkeit und dieses Bestreben ist, so fremde sind und bleiben immer Motive dieser Art der Wissenschaft, und es ist nicht zu zweifeln, daß der Verf. in reifern Jahren dieses einsehen, und von manchen seiner in Schutz genommenen Ansichten und Grundsätze zurückkommen werde. Da uns eigentlich nur das Historische der Schrift ein wahrhaftes Interesse gewähren kann, so werden wir unsere Anzeige hauptsächlich auf dieses beschränken. Obgleich die Zeiten vorüber sind, wo ein deutscher Geburtshelfer, um mit Ehre und Achtung in seinem Vaterlande als Künstler aufzutreten, erst das Certificat seiner Kunstfähigkeit zu Paris und Strafsburg persönlich nachsuchen mußte, so bleibt es doch immer interessant, von einem competenten Augenzeugen zu erfahren, wie der gegenwärtige Zustand des geburtshülftlichen Wesens bey einer Nation beschaffen sey, die sich für die aufgeklärteste der Welt hält, und von jeher den Ton anzugeben gewöhnt ist.

1. *Abschnitt. Von dem Hospital der Maternité in Paris.* Unter dem Namen Hospice de la Maternité werden zwey von einander getrennte Anstalten begriffen, die aber durch die Verwaltung enge verbunden sind: das Findelhaus (la section d'allaitement) und das Gebärrhaus (la section d'accouchement). Der Zweck dieser umfassenden Anstalt ist: Schwangern und Gebärenden aus der Stadt Paris und dem ganzen Reiche einen Zufluchtsort zu gewähren, Kinder, die kurz nach der Geburt von ihren Ältern verlassen worden, dem Staate zu erhalten, und dem Verbrechen des Kindermordes vorzubeugen. Die Anstalt wurde in den ersten Stürmen der Revolution gegründet, und ist erst nach und nach, unter der allgemeinen Administration der Hospitäler, zu der Vollkommenheit gediehen, welcher sie sich gegenwärtig erfreuet. Das alte Findelhaus dauerte bis zum J. 1793, und zählte in einem Zeitraume von 153 Jah-

ren 405,474 aufgenommene Kinder. Das *Findelhaus* besteht aus weitläufigen, unregelmässigen Gebäuden, welche ehemals das berühmte Kloster von Post-Royal bildeten, mit mehreren Höfen, einem Garten und Alleen, die bis in die Nähe des Gebäudes führen. Ausser den Findelkindern, deren jährlich gegen 4000 aufgenommen werden, und ihren Ammen, werden auch noch die Schwängern, welche keinen Platz im Gebärdhause finden, bis zu ihrer Niederkunft darin unterhalten. Das Findelhaus nimmt alle Kinder ohne Unterschied auf, die nicht über 2 Jahre alt sind. Sie werden dem Portier des Hauses, gleichviel ob bey Tage oder Nacht, übergeben, der sie in das Aufnahms-Büreau liefert, wo sie eingetragen, mit Namen, wenn sie noch keinen haben, belegt werden, auch was sie mitbringen, aufgezeichnet wird. Über jene, welche ohne Geburtsschein sind, wird ein Protocoll aufgesetzt, das statt des Geburtsscheines dient. Die Liste aller angekommenen Kinder wird dem Polizey-Präfect übergeben; diejenigen Kinder aber, welche keine Erklärung über ihren Geburtsort mitbringen, werden der Municipalität des Arrondissements angezeigt. Aus dem Aufnahms-Büreau kommen die neu aufgenommenen Kinder zunächst in die *Creche*, wo sie die erste Pflege und Nahrung erhalten, bis sie an Land- oder Haus-Ammen abgegeben werden können. Das Local besteht aus mehreren ansehnlichen, durch Glasthüren von einander getrennten und durch schöne Fußböden, Spiegel und Gemälde verzierten Sälen, die 112-saubere Kinderbetten enthalten. Eine Aufseherinn, 30 Wärterinnen und einige Ammen sorgen hier für die Kinder. Die Ankömmlinge werden sogleich gewaschen und gewogen. Aus dem Gewichte wird ihre Lebensfähigkeit beurtheilt, (ein unsicherer Mafsstab). Die Vollwichtigen, d. h. die nahe an 6 Pfund und darüber wiegen, werden so bald als möglich an Landammen übergeben; die Schwächlichen aber werden so lang in der *Creche* ernährt, bis man mit mehr Sicherheit auf die Erhaltung ihres Lebens rechnen kann. (Eine Staatsmaxime im Geiste der Platonschen Gesetzgebung.) Die kranken Kinder kommen in einen besonderen Saal, und die Venerischen werden an das nahe Hospital der Venerischen abgegeben. In der Regel werden die Kinder in der *Creche* nicht durch Ammen ernährt, (eine üble Maxime!). Sie bekommen bey ihrer Ankunft etwas Honigwasser, und zur Nahrung, so lang sie nicht über $\frac{1}{2}$ Jahr alt sind, einen dünnen Milchbrey, aus einer besondern Art Nudeln in Körnern und aus Kuhmilch bereitet, und wenn sie über $\frac{1}{2}$ Jahr alt sind, ausser dem Brey noch Brodsuppen; die abgewöhnten Kinder aber eine bestimmte Portion Milch, Weifsbrod und Fleisch. Der Zuthat von Zucker ist in den neuern Zeiten

von der Administration für überflüssig erklärt worden; (wahrscheinlich weil er eine Colonialwaare ist, und die einheimischen Zuckerfabriken noch wenig liefern) ja, Hr. Prof. *Chaussier* hat zu beweisen gesucht, dafs etwas Salz unter die Milch gethan den Kindern besser als Zucker bekomme. (Man sieht, der französische Hr. Professor ist weiser als die gute Mutter Natur; diese hat die Milch zuckerstoffhaltig und süfs geschaffen, er will sie salzig haben.) Der Hausammen sind immer gegen 50 in der *Creche*, die größtentheils vom Gebärdhause geliefert werden. Sie bewohnen 2 Gallerien, deren jede aus einem langen und schmalen Gange besteht, zu dessen beyden Seiten 27 Zellen oder kleine Stübchen angebracht sind, die durch einen gemeinschaftlichen Ofen geheizt werden. In jeder Zelle hauset eine Amme mit 2 Kindern, die sie stillt. Nach der Vorschrift sollen die Ammen nicht über 15 Monate beybehalten werden, und bey ihrem Eintritt nicht über $\frac{1}{4}$ Jahr entbunden seyn. (Die erstern Kinder erhalten also eine junge, die folgenden eine alte Milch.) Sie werden gekleidet, und bekommen für jedes fremde Kind täglich 35 Centimen, und bey ihrem Austritte 3 Franken. Der Verf. bemerket, dafs das enge Local mit so vielen Ammen und Kindern einen unangenehmen Eindruck mache, dafs die Luft in den Gängen im Winter auferordentlich verdorben sey, die massiven Wände der Zellen von Wasser triefen, die Säuglinge verkümmert aussehen, fast immer Augenzündungen, Aphthen, Zuckungen und Katarhe unter den Kindern herrschten, und eine Menge davon hinwegrafften. (So gehet es überall, wo der Staat nur halbe oder auch wohl nur Viertel-Mafsregeln ergreift, einen grossen Zweck durch kleine Mittel erzielen will.) Von den 4000 jährlich ins Findelhaus aufgenommenen Kindern kommen über 3000 aufs Land, und werden säugenden Weibern (Landammen) übergeben, die von eigens dazu bestimmten Führern nach Paris gebracht, und mit den erhaltenen Kindern wieder in ihre Heimath zurückgeführt werden. Zwey Inspectoren bereisen beständig die Gegenden, wo Findelkinder untergebracht sind, und berichten über ihren Zustand an die Administration. Eine Landamme erhält im 1. Jahre 7 Franken Lohn, im 2. J. 6 Fr., und bis zum 7. J. 5 Fr. monatlich. Vom 8. J. wird für die Pension eines Kindes 48 Fr. bezahlt. Nebstdem sind im 1. Jahre drey Aufmunterungsprämien von 8 und 6 Fr. für die Ammen festgesetzt. Im 12. Jahre wird für jedes Kind 50 Fr. zur Kleidung bezahlt, und von nun an übernimmt ein eigenes Büreau die Sorge für die Kinder und ein Mitglied der Hospital-Verwaltungs-Commission vertritt die Stelle eines Vormundes bis zu ihrer Mündigkeit. Von 23,070 Kin-

dern, die in Zeit von 5 Jahren, nämlich vom J. 1803 — 1807 an Landammern abgegeben wurden, starben 14,500 Kinder, und zwar 11,541 von 1 Jahre, 2008 von 2 J., 635 von 3 J., und 316 von 4 Jahren. Die Sterblichkeit unter den Kindern im Findelhause selbst wird wie 1 zu 5 angenommen, ist aber zu manchen Zeiten bey Weitem gröfser. Wegen Mangel an Raum im Gebährhause wohnen die meisten Schwängern im Findelhause, und sind in mehreren Zimmern, die 130 Betten enthalten, untergebracht. In der Regel werden sie erst nach dem 8ten Monath der Schwangerschaft aufgenommen. Die öffentlichen Freudenmädchen sind von den übrigen gesondert. Ordnung, Reinlichkeit und Disciplin sind musterhaft. Die Schwängern haben einen eignen Speise- und Arbeitssaal, in welchem letzteren diejenigen, die nicht eben in der Küche angestellt sind, unter der Leitung einer Aufseherinn, an Verfertigung von Kinderzeug arbeiten, wofür sie bezahlt werden. Jeder Schwängern ist erlaubt, Ein Mal in der Zeit, während welcher sie im Hospitale ist, auszugehen; und zweymal in der Woche darf sie im Sprachzimmer hinter Barriere und Gitter mit Fremden reden. Für die Erkrankenden besteht eine eigene Infirmarie, von 2 Zimmern mit 8 Betten. Jede neu Ankommende nimmt ein Reinigungsbad. Sobald eine Schwängere Wehen fühlt, wird sie in einen Mantel gehüllt, und von 2 Wärterinnen begleitet auf einem über 300 Schritte langen Wege, der theils durch den Garten, theils über eine sehr lebhafteste Strasse geht, ins Gebährhaus gebracht. Nur die, welche nicht gehen können, werden auf einer unbedeckten (!) Tragbahre dahin getragen. (Im Ganzen eine sehr mangelhafte Einrichtung.)

Das Gebährhaus der *Maternité* ist ein grosses, weitumfassendes Locale, das ein Viereck bildet, mehrere Gebäude mit einem grossen Hofe und Garten in sich begreift, und mit allen, einem Gebährhospitale zugehörigen Einrichtungen versehen ist. Man rechnet im Durchschnitte die Zahl der jährlich vorkommenden Geburten auf 15—1800. Das Gebährzimmer hat vier Geburtsbetten, einen mit grossen, nach einer abhängigen Richtung, welche das Ablaufen des Wassers in eine Rinne begünstigt, nivellirten Steinplatten belegten Fußboden, (der sehr leicht aufzuwaschen und zu reinigen, aber desto gefährlicher für das Heil der Gebährenden ist) und einen grossen Ofen mit einer kupfernen Vorrichtung zur Erwärmung der Leinwand. Die Geburtsbetten sind gewöhnliche Betten mit niedrigen Gestellen, breiten feststehenden Füßen, und Seiten- und Fußbretern, die nicht über die Matratzen hervorragen, auch ohne besondere Vorrichtung zum Unterstützen des Kreuzes, und zum Anstammen der Füße und Hände. Weder ein Geburtsstuhl noch

sonst ein künstliches Geburtsbett ist im Gebrauche. Bey künstlichen Entbindungen wird die Gebährende gegen das Fuß-Ende herabgerückt, so dafs der Hinterleib auf den mit der Matratze ohnehin bedeckten Rand zu liegen kommt. Die gewöhnliche Geburtslage ist die nämliche wie zum Schlafen, auf dem Rücken, mehr liegend als sitzend. (An dieser Einfachheit werden manche deutsche Geburtshelfer Ärgernifs nehmen, sie ist aber gewifs der Natur entsprechend und sehr nachahmungswerth.) Bey allen Geburten ist eine Abtheilung der Hebammenschülerinnen zugegen, wovon zwey die Gebährende und das Kind zu besorgen haben. Die Aufsicht und Leitung von Allem ist in den Händen der Oberhebamme *Mad. Lachapelle*. Wendungen und selbst Zangenoperationen bleiben meistentheils ihr überlassen. (Das wird für *Hrn. Faust* ein grosses Vergnügen, und ein Grund mehr seyn, die männliche Geburtshülfe zu proscribiren.) Nur in den wenigen Fällen, wo Perforation, Schambein- oder Kaiserschnitt für nöthig gehalten werden, ist sie verbunden, den Geburtshelfer des Hauses rufen zu lassen. Für die Wöchnerinnen sind 82 Betten in mehr engen als geräumigen, eben nicht sehr reinlichen, und durch Kamine unzulänglich geheizten Zimmern, und für die Kinder 60 Wiegen bestimmt. Zu ihrer Kost gehört täglich, vom ersten Tage an gerechnet, $\frac{1}{2}$ Schoppen rother Wein. Jede Neuentbundene mufs sich erklären, wie sie es mit ihrem Kinde gehalten haben will, ob sie es zu Hause selbst ernähren, oder mit ihm in's Findelhaus als Hausamme gehen, oder es zu einer fremden Amme in die Kost geben wolle. Erklärt sie, dafs sie es nicht ernähren könne oder wolle, so wird es wie ein Findelkind angesehen, dessen Mutter gestorben oder nicht bekannt ist. 12 Tage nach der Entbindung müssen die gesunden Wöchnerinnen das Haus verlassen, die kranken dagegen werden bis zu ihrer Genesung im Gebährhause verpflegt. Zu diesem Zwecke ist ein eigener geräumiger, hoher und gewölbter Saal mit 2 grossen Windöfen und hohen Fenstern bestimmt, in welchem 24 Betten stehen. Den täglichen Krankenvsiten, die der Arzt des Hauses, *Hr. Prof. Chaussier* hier macht, wohnt die Oberhebamme und ein Theil der Hebammenschülerinnen bey. Jede Schülerinn bekommt eine Kranke zur besondern Beobachtung, worüber sie eine Geschichte aufsetzen, und ein Journal führen mufs. Diese Aufsätze heifsen *Bulletins cliniques*, sind gewöhnlich die Fabrikarbeit einiger bessern Schülerinnen, und keines Weges des Zutrauens werth, das ihnen der ordinirende Arzt schenkt. Überhaupt, äufsert der Verf., sey es auffallend genug, (warum nicht lieber lächerlich?) junge Mädchen zu sehen, die mit wichtiger Miene

den Puls fühlen, und Krankenbeobachtungen aufschreiben. Sie ahmen aber darin ihre Lehrerin, die Oberhebamme nach, deren Ansehen, welches sie sich am Krankenbette zu geben wisse, noch dadurch erhöht werde, *dafs der Arzt immer ihrer Meinung sey.* (Ein etwas greller Zug französischer Artigkeit, für welche deutsche Ärzte keinen Sinn haben.) Die Maternité macht die Haupt-Bildungsanstalt für Hebammen, welcher Frankreich über 800 seiner besten Hebammen verdankt, und aus welcher jährlich gegen 150 unterrichtete Zöglinge hervorgehen. Den grössten Theil der Schülerinnen schicken die Departements-Präfecten nach Paris und bezahlen für sie; viele lernen jedoch auf eigene Kosten. Für Wohnung, Kost und Unterricht werden jährlich 600 Franken bezahlt. Der Aufenthalt in der Maternité ist auf ein Jahr festgesetzt, nur einige, die darum nachsuchen, erhalten die Erlaubniß, 18 Monathe bis 2 Jahre da zu bleiben. Die Stelle einer Schülerin in der Maternité ist der Gegenstand der Ambition junger Mädchen aus guten bürgerlichen Familien. (Ein großer Schritt zur Vervollkommnung des Hebammenwesens eines Landes.) Höchst selten findet man unter den Schülerinnen Personen über 40 Jahre, wohl aber solche, die 18 und darunter alt sind. (Die Maxime ist gut; aber der Franzose übertreibt alles. Wie kann man ein so ernstes Geschäft Kindern anvertrauen!) Der Unterricht wird mit großem Eifer betrieben, und beschränkt sich praktischer Seits nicht bloß auf die Wendungslehre, sondern auch auf die Anlegung der Zange. *Baudelocque* (er lebte noch zur Zeit des Aufenthaltes des Verfs. in Paris) und *Mad. Lachapelle* theilen untereinander den Lehrvortrag, und die vorzüglicheren Schülerinnen correpetiren mit ihren angewiesenen Abtheilungen. Eine eigene Aufgabe für die Schülerinnen besteht darin, daß sie Berichte über vorgefallene schwere Geburten, tödtliche Krankheiten oder Leichenöffnungen verfassen und in den Lehrstunden öffentlich vortragen müssen. *Mad. Lachapelle* ist eine sehr gebildete Frau, und die Hauptperson der Maternité. Sie hat nicht nur die Aufsicht über die Gebärenden, über die Wöchnerinnen und die Hebammenschülerinnen, sondern sie ist zugleich Arzt, Geburtshelfer und Professor. Sie bestimmt die Diät der Wöchnerinnen, behandelt dieselben in leichten Krankheiten, und unternimmt bey schweren Geburten so viel, daß sie oft in vielen Monathen nicht nöthig hat, den Geburtshelfer der Maternité zu Hülfe zu rufen. Zu den Übungen am Fantom werden keine Kinderleichen benutzt, ungeachtet sie im Überflusse vorhanden sind; man begnügt sich mit einer hölzernen Puppe. Auch ist, wegen Mangel an Präparaten, z. B. an Embryonen, an schwan-

gerem Uterus etc. der anatomisch-physiologische Theil des Unterrichtes sehr mangelhaft. (Wesentliche Lücken!) Dagegen müssen die Schülerinnen den Leichenöffnungen beywohnen. Ich habe da, sagt der Verf., oft mit Erstaunen gesehen, welchen lebhaften Antheil einige junge Mädchen an dem Zerfleischen der Leichen nahmen, wie sie mit entblößten blutigen Armen, grosse Messer in der Hand haltend, unter Zank und Gelächter, sich Becken herausschnitten, nachdem sie von dem Arzte die Erlaubniß erhalten hatten, dieselben für sich zu präpariren. (Diese jungen Kannibalen scheinen Sprößlinge der zur Revolutionszeit so berüchtigt gewordenen Pariser - Fischweiber zu seyn.) Noch erhalten die Schülerinnen Unterricht im Vacciniren, Aderlassen, und in der pharmaceutischen Botanik. (Ohe! jam satis est.) Mit Ende jedes Lehrjahres wird das Examen der Hebammenschülerinnen von einer eigenen Jury gehalten, die aus dem Arzte, Chirurgen und Geburtshelfer der Maternité, und aus zwey Commissärs besteht, wovon den einen die Administration, den andern die medicinische Facultät ernennt. Auf das Zeugniß der Jury fertigt die medic. Facultät den Hebammen ihre Testimonia aus, worauf sie das Diplom als Hebamme unentgeltlich in ihrem Departement erhalten. Nach geendigtem Examen ist eine feyerliche Preisvertheilung, wobey der Minister des Innern oder sonst eine hohe Person präsidiert, und mehrere Reden gehalten werden, die nebst den übrigen Verhandlungen, und dem Namen-Verzeichniß der Schülerinnen unter dem Titel: *Procès-verbal de la distribution des prix aux élèves sages-femmes* gedruckt, und ausgetheilt werden. Die Preise bestehen in goldenen und silbernen Medaillen und in Büchern.

II. *Abschn. Bemerkungen über einige der wichtigsten Gegenstände der französischen Geburtshülfe.* Diese Bemerkungen betreffen a) verschiedene Gegenstände von der Maternité; b) die Behandlung der natürlichen Geburt bey den Franzosen, c) den Gebrauch, den sie von der Geburtszange machen, d) ihr Verfahren bey der Wendung und bey Fufs- und Steisgeburten, e) die Perforation, Zerstückung und Anwendung des scharfen Hakens, f) den Schambeinschnitt, g) das Verhalten der Wöchnerinnen und neugeborenen Kinder, h) die Behandlungsart der kranken Schwangeren und Wöchnerinnen in der Maternité mit besonderer Rücksicht auf Unterleibesentzündung, auf Brand der Geburtstheile, auf Convulsionen der Gebärenden, auf Mutterblutflüsse, Gebärmuttervorfall, und Nachgeburtszufälle. Wir können nur das Interessanteste ausheben: In einer Zeit von 5 Jahren weniger 3 Monaten sind 7883 Kinder in der Maternité geboren worden. Von dieser Zahl wurden

nur 30 durch Hülfe der Zange, 24 durch die Wendung, und 7 mittelst der Perforation zur Welt gebracht. Unter 40 Gesichtsgeburten vollendete die Natur 21 ohne Beystand, die übrigen nöthigten zur Wendung und nur 2 zur Zange. Die 30 Zangengeburt wurden nothwendig, wegen Erschöpfung der Kreisenden und wegen Convulsionen, und nur zweymal wegen Verengerung des Beckens. Die von *Baudelocque* bey Gelegenheit der Preisvertheilung des Jahrs 1809 bekannt gemachte Liste gibt folgende Resultate: Vom 9. Dec. 1797 bis zum 31. May 1809 sind 17499 Kinder in der Maternité geboren. Von dieser Summe sind nur 230 durch Hülfe der Kunst, die übrigen aber alle ohne Kunsthülfe zur Welt gekommen. Unter den 230 künstlichen Geburten waren 161 Fufs- und Wendungsgeburten, 49 Zangenoperationen, 13 Perforationen, 2 Kaiserschnitte, 1 Schambeinschnitt und 1 Bauchschnitt bey einer Gravida extrauterina. Es wurde also von 357 Gebärenden nur eine mit der Zange entbunden. Diese Seltenheit der Instrumentalgeburten in der Maternité hat im Pariser Publikum eine sehr ungünstige Stimmung gegen alle Instrumentalhülfe bey Geburten, insonderheit gegen die Zange zur Folge gehabt, so dafs man jetzt vielfältig behaupten hört, die Fortschritte der Kunst in den neuern Zeiten beständen vorzüglich darin, dafs der Geburtshelfer mehr nöthig habe zu wissen, was er zu lassen, als was er zu thun habe, und dafs die Kunst zu einem solchen Grade von Einfachheit gelangt sey, dafs sie sich in wenigen Monaten erlernen lasse. Der Verf. stellt der Verlässigkeit und der Beweiskraft dieser Listen entgegen, dafs sie blofs von der Hebamme des Hauses und ihren Schülerinnen herrühren, dafs sie nur allgemeine Zahlenverhältnisse, ohne sonstige Details der Geburtsfälle, ausdrücken, dafs das Mortalitätsverhältnifs der Wöchnerinnen (wie 1: 23 und in den besten Zeiten wie 1:32) sehr ungünstig dagegen absteche, dafs sie weniger den Geist der Grundsätze *Baudelocque's*, als seine Nachgiebigkeit gegen den superieuren Einfluß der *M. Lachapelle* bey der Administration, seine Gemächlichkeit und Altersschwäche, sein Bestreben, den auf ihm haftenden und von seinen Feinden geltend gemachten Verdacht bey dem Publikum einer zu grossen Vorliebe für Instrumentalhülfe zu entfernen, beurkunden. (Dafs sich die Extreme berühren, sieht man auch hier wieder. Vom alten Frankreich ging ehemals die Vorliebe zu der Operirsucht in der Geburtshülfe aus, das neue Frankreich will die Instrumentalhülfe verbannt und verpönt wissen. Das alte erzog Geburtshelfer, das neue erzieht Hebammen und am Ende wird keine Pariser Dame sich von einem Manne mehr entbinden lassen, da sonst jede Bürgersfrau einen Geburtshelfer haben

mußte. So will es jetzt die Mode des Tages in Frankreich und das übrige Europa wird, wie in Allem *bisher*, auch hierin das Mutterland der Moden in Bälde nachahmen.) Alle Französinen kommen auf schmalen, niedrigen Betten nieder, die mit zwey wollenen Matrazen, wovon die obere doppelt gelegt, bis zur Mitte reicht und dem Hintern zur Unterlage dient, versehen sind und aller besondern Vorrichtung zum Anhalten und Anstammen bey der Geburtsarbeit entbehren. Geburtstühle sind anßer Gebrauch und bis auf die ältern Deventerschen und ähnliche, ganz unbekannt. Dieses Vorurtheil (wenn es eines ist) gegen die Stühle, theilen selbst die ersten Geburtshelfer von Paris, ein *Baudelocque*, *Gardien*, *Danyau*. Man erblickt nur zweyerley Zangen in den Händen der Pariser Geburtshelfer, die von *Levret* und von *Dubois*. Die *Baudelocque'sche* unterscheidet sich von der Erstern blofs darin, dafs sie um $1\frac{1}{2}$ bis 2 Zolle länger ist. *Dubois's* Zange mißt gar 18 Zoll, hat mit Holz gefütterte Stiele, die in Haken mit olivenförmigen, zum Abschrauben eingerichteten Knöpfen auslaufen, wodurch dieselben bald als stumpfe, bald als scharfe Haken, ja bey der Eigenthümlichkeit des Schlosses und abgeschraubter Holzbekleidung als Steiszange gebraucht werden können. (Denkt man in Paris auch noch an eine Steiszange?) Der Verf. tadelt an ihr die zu starke Beckenkrümmung der Löffel von $4\frac{3}{4}$ Zoll, die zu grosse Länge und Enge der Kopskrümmung, wodurch bey der starken Solidität der Zange die Gewalt des Druckes auf den Kopf außerordentlich, und bey der allzu grossen Concavität und Ränderschärfe der gefensternten Löffelpartie die Kopfhaut leicht verletzt wird. Ungeachtet dieser (mit Recht) gerügten Mängel hat die *Dubois'sche* Zange in Frankreich viele Anhänger, selbst unter den angesehensten Pariser-Gebirthshelfern gefunden (woran doch wohl die Wichtigkeit der Person des Erfinders den grössten Antheil hat.). Alle französischen Zangen sind in der Regel von bloßem Eisen, oder von weichem Stahle, so dafs sie sich leicht verbiegen. Der Verf. sieht dieses als eine Ursache mit von dem beschränktern Nutzen dieses Instrumentes in den Händen der franz. Geburtshelfer an. Gewöhnlich wird bey Anlegung der Zange die Gebärende auf den Rand eines hohen Bettes gelegt; nicht selten wird auch die gewöhnliche Bettlage zur natürlichen Geburt beybehalten (was der Verf. ohne gehörige Unterscheidung mit Unrecht tadelt). Die franz. Geburtshelfer sind überhaupt sehr zurückhaltend mit der Zange, und greifen nur in der höchsten Noth zu diesem Entbindungsmittel, ja es gehört in Paris zum herrschenden Ton, dafs sich die Geburtshelfer mit der geringen Zahl ihrer jährlichen Zangenoperationen rühmen,

(also gerade das umgekehrte der deutschen Geburtshelfer, die Wiener vielleicht ausgenommen) Sie fürchten die Zange bey Einkeilungen des Kopfes, wo viele Gewalt ausgeübt werden muß, wegen starker Quetschung der Geburtstheile und ihrer Folgen, und wegen gefährlicher Verletzung des Kopfes, und bey schon angeschwollenen und schmerzhaften Geburtstheilen ziehen sie, wo Zeichen vom Tode des Kindes eingetreten sind, die Perforation der Anwendung der Zange vor (und gewiß mit Recht, so sehr sich der Verf. auch bemühet, das Gegentheil zu erweisen). *Baudelocque* hat zwar liberalere Grundsätze, was ihm von den neueren franz. Geburtslehrern zum Vorwurfe gemacht wird; allein auch Er ist nicht ganz frey von Vorurtheilen gegen dieses Werkzeug (verstehet sich nach *Osianderschen* Ansichten). Er und *Dubois*, obgleich von den Vorzügen der Zange überzeugt, geben doch immer noch den Rath, daß ungeübte Geburtshelfer lieber die Wendung machen, als die Zange anwenden sollten, da durch die Wendung weniger Schaden anzurichten sey, als durch die Zange. (Wendungen bey ungünstigen Verhältnissen sind gewiß schwerer und gefahrvoller als die Anlegung der Zange bey mittelmäßiger Geübtheit). Überhaupt wird noch jetzt die Wendung von den meisten franz. Geburtshelfern für die vorzüglichste Operation angesehen, und jedem andern Entbindungsmittel vorgezogen und heist daher *la manoeuvre par excellence*. (Bey dieser Gelegenheit hält der Verfasser der Zange neuerdings eine Schutzrede, ja er tadelt die franz. Geburtshelfer, daß sie bey dem im kleinen Becken eingekleiteten Kopf und Steifs die Wendung zu machen Anstand nehmen, aus Furcht, die Gebärmutter von der Scheide abzureißen, und versichert, daß diese Furcht eitel und gerade in solchen Verhältnissen die Wendung der Zange selbst vorzuziehen, und das rechte Entbindungsmittel sey, wodurch der Perforation, dem Schambeinschnitte und ähnlichen gewaltsamen Handgriffen ausgewichen werden könne. (Gefährliche Grundsätze, die zum Glücke, aufser *Osiander*, noch kein Geburtslehrer bisher adoptirt hat!) Die Perforation und die Anwendung schneidender Haken gehört in Frankreich noch zu den alltäglichen (mag seyn, in einer so volkreichen Stadt wie Paris), erlaubten (Wer hat sie den verpönt?) und ehrenvollen (so ehrenvoll wie die Anlegung der Zange, wenn sie am rechten Orte und zur rechten Zeit gemacht wird) Operationen. Ein, in der *Maternité* im März 1810, an einer rachitischen Person, deren Becken in der *Conjugata* 2 Z. 8½ L. maß, unternommener *Excerebrationsfall*, welcher mit großen Schwierigkeiten verbunden war, und den baldigen Tod der Mutter zur Folge hatte, dient dem Verf. zu

einem neuen Motiv für seine Declamationen gegen die Perforation, (als wenn es in der Macht des Geburtshelfers läge, dem Zwange dieser Operation sich zu entziehen. Ist denn der Kaiserschnitt minder gefährlich? Läßt doch der Verf. selbst *Baudelocque* bey dieser Gelegenheit sagen: „So lange die *Maternité* stehe, habe der Kaiserschnitt nie einen glücklichen Ausgang für die Mutter gehabt.“ Doch, wer kennt nicht die Paradoxien der Göttingenschen Schule!) Gelegentlich wird hier auch *Assalini's* neue Perforationsmethode angeführt. Vom Schambeinschnitte, der in Frankreich, wie in andern Ländern in Vergessenheit gerathen war, erfahren wir, aufser dem bekannten, daß er gegenwärtig „an dem gelehrten Prof. *Gardien* einen neuen Beschützer und Lobredner gefunden“, daß auch *Dubois* seitdem seine ungünstige Meinung von dieser Operation geändert, und sie selbst unternommen, und daß „das Beyspiel dieses hochgeachteten Mannes, und der glückliche Ausgang von zwey Schambeinschnitten, die er an einer (und derselben) Frau, welche *Baudelocque* selbst zum Kaiserschnitte bestimmt hatte, machte, wohl das Meiste dazu beygetragen, daß sich in Paris neuerdings wieder so Viele zu Gunsten dieser Operation erklären.“ Bey dem zweyten Schambeinschnitte, welcher am 24. Oct. 1809 von *Dubois* in Gegenwart von mehr als 100 Zuschauern verrichtet wurde, war der Verf. selbst gegenwärtig, und waser uns theils über die Operation selbst, theils über das spätere Verhalten der Operirten, ihre Behandlung und Heilung als Augenzeuge und scharfer Beobachter berichtet, hat, so wie seine gründliche Reflexionen und Bemerkungen über den ganzen Gegenstand, ein großes Interesse für den Kunstverständigen, und macht ohne Widerrede die wichtigste Parthie seiner Schrift. — Die Behandlung der Wöchnerinn und neugebornen Kinder in Paris hat manches Eigenthümliche, was empfehlungswerth ist. Das *Leuret'sche* *sal de duobus*, hat zwar sein Ansehen verloren, allein, das allgemein herrschende Vorurtheil von der Gefahr einer Milchverirrung, nach welchem es keine Art von Übelbefinden der Wöchnerinnen gibt, das nicht der zurückgetretenen Milch zugeschrieben würde, und welches selbst die meisten franz. Ärzte theilen, (auch der deutsche Adel ist nicht frey davon) besteht noch, und die Redeformeln: *Lait repandu, passé dans le sang, maladie laiteuse, catarrh laiteux, pleuresie laiteuse* etc. sind gemeinübliche Ausdrücke. Es versteht sich, daß jede Pariserinn auch ihr Hausmittel, ihre *Tisane*, wovon gewöhnlich das *Arc. dupl.* ein Ingredienz ist, dagegen hat. Selbst die Apotheken liefern *Elixirs antilaitaux, Elixir américain du Sieur de Courcelles, médecine lactifuge de Goubely* etc.,

wovon letztere aus 8 Gran Jalape, Scammonium, Rhabarber und Glaubersalz besteht. (Es gibt auch noch deutsche Ärzte, die alle Milch gleich in den ersten gefahrvollen Tagen des Wochenbettes weg purgiren.) Die meisten Pariserinnen geben ihre neugeborenen Kinder aufs Land zu einer säugenden Bäuerinn. Wohlhabende hütten sich sehr, einer unverheiratheten Person ihre Kinder anzuvertrauen; die Reichsten nehmen eine verheirathete Amme zu sich in die Stadt. (Dieses moralische Zartgefühl macht den züchtigen Pariser - Frauen viel Ehre.) Die Behandlungsart der kranken Wöchnerinnen in der Maternité, wo Hr. Prof. *Chaussier*, der „in Frankreich als gründlicher Gelehrter und scharfsinniger Anatom und Physiolog in großem Ansehen steht, und aus dessen Unterrichte, wie Viele glauben, *Bichat* und *Richerand* einen großen Theil ihrer physiologischen Entdeckungen und Ansichten geschöpft haben“, erster Arzt ist, ist von der jetzt fast allgemein in Paris herrschenden expectirenden Methode *Pinel's* wenig verschieden, nur dafs sie ganz symptomatisch ist. Zu den Lieblingsmitteln gehören immer noch die *potions calmantes*, die *loochs blancs*, und ein Heer von Tisanen. (Sind denn unsre Thee's, womit wir die Wöchnerinnen überschwenmen, was Anderes?) Bedeutendere Mittel, die gewöhnlich vorkommen, sind: Dampfbäder, die mittelst eigener Vorrichtung ins Bette geleitet werden, Leinsamenköchel auf den Bauch bey Schmerzen, die auf Entzündung deuten, und wozu im einzigen Monath Februar 1810 gegen 80 Pfund Leinsamenmehl verbraucht wurden, reizende Cataplasmen aus Leinsamenmehl mit Kochsalz auf die Füße als diaphoretisches und ableitendes Mittel, das rothmachende Pflaster aus Pech oder Nürnberg. Pflaster mit Brechweinstein bestreuet, bey Oppression der Brust, häufige Anwendung der Blutigel bey Unterleibsentzündungen mit sorgfältiger Vermeidung des Aderlasses, welches die jetzt herrschende Mode in Paris nur selten gestattet, (Moden in der Heilkunst, ein herrliches Thema für einen zweyten *Molière!*) das Stahl'sche Temperirpulver mit reichlichem Verbräuche. Von dem Puerperalfieber, welches der Verfasser lieber *Unterleibsentzündung der Wöchnerinnen* genannt wissen will, werden ungeachtet der jetzt bestehenden bessern Localitätsverhältnisse immer noch viele Wöchnerinnen alljährig in der Maternité hinweg geraft. Das Wesentliche der von *Chaussier* eingeführten Behandlungsart besteht in Folgendem: Bey den ersten Fieberbewegungen erhält die Kranke einige Temperirpulver, eine besänftigende Potion, und einen Aufgufs von Lindenblumen oder sonst eine Tisane. Sobald sich Schmerzen im Unterleibe einstellen, wird ein heisses Cataplasma darüberger-

legt. Zuweilen fügt man noch Einreibungen von grauer Mercurialsalbe vor der jedesmaligen Erneuerung der Umschläge hinzu. Nur in seltenen Fällen werden Blutigel an die Geburtstheile oder an den Unterleib gesetzt, und Aderlässe bleiben aus der Behandlung dieser Krankheit bey nahe immer ausgeschlossen. Bey zunehmender Gefahr ist versüßtes Quecksilber mit Campher die gewöhnliche Arzneey, der oft Molken zum innerlichen Gebrauche und Campherklystiere zugefügt werden. Einzelnen besondern Symptomen werden besondere Mittel entgegengesetzt, z. B. Theriak und Catechu der Diarrhoe, *loochs blancs* dem Husten u. s. f. Der Kritik des Verfs., dem diese Behandlung noch lange nicht artig genug, und der Gebrauch der Köchel ein Gräuel ist, können wir nicht folgen. Es genüge die Bemerkung, dafs der Verf. zwey solche Kranke nach dieser Methode behandeln sah, welche beyde starben. Eine andere Krankheitsform, welche der Verf. unter den Wöchnerinnen in der Maternité, gerade zu derselben Zeit, wo die Unterleibsentzündungen herrschten, verschiedene Male beobachtete, war der Brand der Geburtstheile, nicht jener Brand, welcher als Folge der starken Ausdehnung und Quetschung der Geburtstheile nach schweren Geburten zuweilen beobachtet wird, sondern wie die Unterleibsentzündung, als Symptom des Puerperalfiebers eigener Art erscheint, und wie der Verf. meint, einerley endemische Ursache und einerley Miasma mit jener gemein hat, und eben so tödtlich ist. Der Verf. beschreibt einen solchen Fall, und bekennt, dafs ihm diese fürchterliche Krankheit ganz neu sey. (Uns ist sie es auch, Gottlob! und wir würden sie den Spitalbrand der Wöchnerinnen nennen.) Ohnmachten und Convulsionen sollen unter den Gebährenden der Maternité sehr häufig vorkommen. Bey den letztern verfährt man nach *Baudelocque's* Grundsätzen, d. i. wenn der Muttermund völlig offen ist, so wird die Geburt schleunig durch die Kunst beendigt, im entgegengesetzten Falle begnügt man sich durch Blutigel, Aderlässe und Arzneyen das Übel zu bekämpfen, weil man sich nicht erlaubt, durch künstliche Ausdehnung des Muttermundes die Geburt zu erzwingen. Mit dieser Verfahrensart ist nun der Verf. gar nicht einverstanden, und dringt, den Grundsätzen *Osianders* d. V. gemäß, vor Allem auf die künstliche Eröffnung des Muttermundes und Beschleunigung der Geburt. Die erstere könne nur von denjenigen auf eine sichere Weise ausgeführt werden, welche mit dem Gebrauche des (*Osianderschen*) Ausdehnungswerkzeuges bekannt seyen, über dessen Nutzen und Nothwendigkeit die Meinungen unter den deutschen Geburtshelfern noch sehr getheilt seyen, und von welchem die franz. Ge-

birthshelfer größtentheils gar keine Vorstellung hätten. Um nun diesem Unglauben mit einem Male ein Ende zu machen, findet der Verf. für gut, einen ihm vorgekommenen Geburtsfall dieser Art, wo er selbst handelnder Geburtshelfer war, zu beschreiben. Das Ausdehnungswerkzeug wurde hier von einem Gehülften an dem einen, und von der Hebamme an dem andern Arme gefasst, und „mit großer Kraft auseinandergezogen“, darauf der hoch und beweglich über dem Becken stehende Kopf mit der Zange ausgezogen, und mit der glücklich beendigten Geburt die Krankheit bis auf die letzte Spur gehoben. (Man sieht, der Sohn thut Alles, und seine Schuld ist es nicht, wenn die aufser Göttingen'sche Welt keinen Sinn für solche Kunststücke hat.) Eben so ungünstig urtheilt der Verf. über die Verfahrensart der franz. Geburtshelfer bey Fehlgeburten mit Blutflüssen von zurückbleibenden Eyresten und Mutterkuchen. Man sucht nämlich in Paris (wie in London, Wien, Würzburg, Leipzig, Berlin, Petersburg, Mayland etc.) in solchen Fällen dem Blutfluß, wenn er Gefahr drohend wird, durch kalte Umschläge, Tamponiren der Scheide u. s. w. Einhalt zu thun, und erwartet mit Geduld den Abgang der kleinen Nachgeburt von der Natur. In Göttingen aber weiß man die Sache kürzer abzuthun, man öffnet den verschlossenen Muttermund mit dem Ausdehnungswerkzeuge, und zieht das *Corpus delicti* mit der Nachgeburtzange aus.

III. *Abschnitt. Von dem geburtshülflichen Unterrichte in Paris, und in Frankreich überhaupt.* In Paris (wer sollte es glauben!) existirt keine öffentliche Gebähr- und Bildungsanstalt für Geburtshelfer. Schon *Leroy* in seinem Buche: *La pratique des accouchemens*. vom J. 1776 klagt darüber, und ein franz. Schriftsteller der neuesten Zeit (*J. B. Demangeon* tableau historique etc. Paris an VII.) sagt: „Es sey nirgends so schwer als in Paris, vollkommenen praktischen Unterricht in der Geburtshülfe zu finden.“ Aller praktische Unterricht besteht in Privatanstalten bey Hebammen, wo während des Cursus selten über 10—15 Geburten vorkommen, in welche sich die Schüler, gegen Erlegung von 12 Franken für eine Geburt, theilen, sich im Touchiren bey Schwängern üben, und wo der Hör- und Geburtssaal ein und dasselbe Zimmer ist. Ein solcher *Cours d'accouchement* dauert gewöhnlich gegen 3 Monathe, und wird jedesmal durch *Affiché's* an den Strassenecken ange-

kündigt. Nur einige Docenten üben ihre Schüler selbst in den Operationen am Fantome, die meisten aber überlassen dieses Geschäft, so wie auch die Leitung der Geburten, ihren Assistenten oder der Hebamme; ja in manchen Anstalten ist der Hebamme alles überlassen, und eine gewisse *Le-mache* hat sich hierin eine Art Celebrität erworben. Die vorzüglichsten Privatlehrer sind *Gardiens*, *Danyau*, *Maygrier*, *Capuron* und *Murat*. Die Vorlesungen des *Erstern* gehören zu den gründlichsten und besten. Die eleganteste Geburtsanstalt ist die des Hrn. *Danyau*. Er und *Gardiens* sind Schüler von *Dubois*. Auf diese Privatkurse und auf die öffentlichen Vorlesungen an der medicinischen Schule der Facultät ist alle Gelegenheit, Geburtshülfe zu studieren, beschränkt. Zu der *Maternité* haben weder Fremde noch Einheimische einen Zutritt, und sie müssen sich gewöhnlich mit der Erlaubniß begnügen, die Anstalt einmal flüchtig besuchen zu dürfen. Das Gebärhause bekommen nur Ärzte auf besondere Empfehlung des Arztes oder Geburtshelfers oder eines der Mitglieder der Administration zu sehen. *Baudelocque* erlaubte Fremden, seine Vorlesungen für die Schülerinnen der *Maternité* einige Male zu besuchen, und Hr. *Chaussier* gestattet ihnen zuweilen, seinen Krankenbesuchen im Gebärhause beyzuwohnen. (Wir überlassen den Leser seinen eignen Reflexionen über alle diese Wunderdinge.) In Straßburg ist der geburtshülfliche Unterricht sehr blühend und mit zwey öffentlichen Gebäranstalten versehen, wovon die eine zur Facultät, die andere zum großen Civilhospitale gehört. Die Erstere, welcher Hr. Prof. *Flamant* vorstehet, enthält einen großen Saal und 3 Zimmer, welche zusammen 25 Betten fassen; die andere, unter der Aufsicht des Herrn *Prosectors Lobstein*, welcher mit dem Unterrichte der Hebammen des Departements beauftragt ist und auch Privatkurse über operative Geburtshülfe gibt, besteht in zwey großen, abgetheilten Sälen, die in Allem 37 Betten enthalten. Beyde Kliniken können von Studierenden benutzt werden, und jeder, welcher bey dem Sekretariat der Facultät eingeschrieben ist, hat das Befugniss, bey natürlichen Geburten Hand anzulegen. Künstliche Geburten werden nur von den Professoren gemacht. Auch ist wöchentlich eine Stunde zu den Touchirübungen festgesetzt, welche Einer der Professoren leitet, und wo der jedesmalige Zustand der Schwängern in ein eignes Buch eingetragen wird.

Allgemeine Literaturzeitung.

N^{ro}. 36.

Freitag, den 6. May

1814.

Geschichte.

Geschichte der Bilderstürmenden Kaiser des oströmischen Reichs, mit einer Übersicht der frühern Regenten desselben. Von *Friedrich Christoph Schlosser*. Ἐχθρὸς γὰρ μοι καίνομαι ὁμῶς Ἰδαο πύλῃσι, ὅς ἔτερον μὲν κεύθῃ ἐνὶ φρεσίν, ἄλλο δὲ εἶπη. Ilias. IX. Frankfurt am Mayn, bey *Varrentrapp* und *Sohn*. 1812. VI und 659 Seiten in gr. 8.

Der Herr Verfasser, durch seine frühern Schriften: *Dulcin* und *Abälard*, und besonders das *Leben Beza's* und *Peter Martyrs*, als ein gründlicher Geschichtsforscher schon rühmlich bekannt, liefert hier einen neuen noch sprechenderen Beweis seiner tiefen Untersuchungen im Gebiete der Geschichte. Anfangs wollte er sein Werk so arbeiten, daß er die Bekanntschaft mit *Gibbon* voraussetzte, hat aber seinen Plan geändert, wofür man ihm Dank wissen muß, um so mehr, da *Gibbon* die Zeiten nach *Heraclius* nicht mit dem Fleiße behandelte, als die frühern, doch wünscht er, um ihn vollständiger beurtheilen zu können, auch jetzt noch *Gibbon* in den Händen seiner Leser.

Das Werk zerfällt in zwey Abschnitte, in jenen einer kurzen Übersicht der frühern Geschichte, und in die eigentliche Geschichte der bilderstürmenden Kaiser. Der erste enthält die Zeiten von den Jahren 337—642 auf 155 Seiten kurz und cursorisch; der zweyte die von 642—867 ziemlich vollständig. Der Hr. Verf. hätte nach dem Titel mit *Theophilus* enden sollen, nahm aber, um ein vollendetes Ganzes zu bilden, die Regierung *Michael* des dritten mit auf, der die Dynastie beschloß. Nebst den Byzantinern benutzt er auch auswärtige Quellen und Geschichtschreiber, als: *Abulfeda Annales Moslem*. *Georg. Abulpharagii hist. dynastiarum*. *Bar Hebraei Chronicon Syriacum*. *El Makin, scriptores rerum Italic.* bey *Muratori*,

Fünftes Heft.

die Briefe der Päbste, Concilienacten, den *Codex Carolinus* etc. Der *Legenden der Heiligen* bedient er sich, wie billig, mit großer Vorsicht, und nur dann, wenn durchaus keine andere Quelle zugänglich ist. Er weicht, was von einem unbefangenen, seinen eigenen Weg verfolgenden Geschichtsforscher zu erwarten ist, hier und da von den Ansichten seiner Vorgänger ab, verweist aber in den Noten meistens auf seine Gewährsmänner, in denen er auch hin und wieder auf den verdorbenen Text derselben deutet, und bessere Lesearten im Vorschlag bringt, z. B. bey *Theophanes* S. 251 *αρχουρά* anstatt *ταυρουρά*, bey *Nicophorus* S. 24 *ἐν* anstatt *ἐκατόν*, bey *Zonaras Annal. Lib. XV. S. 79* *Ἀλβάνους* für *Ἀλάνοους* etc.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen will Rec. das Werk im Einzelnen durchgehen, und nebst der Angabe der Kapitel hier und da Stellen ausheben, die einen Vorgeschmack sowohl von dem Geiste und den Ansichten als auch der Darstellungsgabe des Hrn. Verfs. liefern mögen; er wird die hin und her vorkommenden berichtigenden Winke für bekannte historische Werke angeben, und einiges Weniges anführen, womit er nicht in Übereinstimmung ist.

Erster Abschnitt. Kurze Uebersicht der frühern Geschichte. 1. Kap. Überblick der Geschichte des Reichs von *Constantin* bis auf *Heraclius*, von 324 bis 610.

Kurz und bündig werden S. 6 die Gründe angegeben, warum im oströmischen Reiche so viele religiöse Streitigkeiten entstanden sind, und Verfolgung und Haß der Andersdenkenden herrschende Sitte wurde. „Schon *Constantin* und seine Söhne hatten sich mit Heftigkeit der theologischen Streitigkeiten angenommen, *Valens* hatte als Tyrann seine Meinung zur herrschenden zu machen gesucht, und *Theodosius* der ältere hatte den Namen eines rechtgläubigen Kaisers nicht umsonst tragen wollen, dadurch war ein Interesse für die Spitzfindigkeiten der Geistlichen erweckt worden, welches als Mode- und Hofsitte sich allgemein ver-

breitete. Da überdem die Bildung der Jugend in die Hände der Geistlichen kam, da alle Wissenschaften mit der Theologie in Verbindung gebracht wurden, so sog man mit dem ersten Unterrichte die Liebe zum Streiten und den Hafs der anders Denkenden ein. Wir nördlichen Barbaren dürfen freylich nur mit Behutsamkeit wagen, über die heissen Gefühle der südlichen Nationen und ihre Phantasie, der auch das Geistige sichtbare Gestalt annimmt, zu richten, aber gerade wenn wir uns dessen enthalten, sehen wir, das ihr nach Innen zurückgedrängtes Gefühl und die Phantasie, welche die Religion in enge Schranken begränzte, statt sie nach Aussen zu richten, zerstörend wirken mußten. Aus Überspannung, die gewöhnlich zu werden anfang, ward ein unrichtiges Verhältniß göttlicher und menschlicher Dinge festgesetzt, und bald die erstern zu sehr wie die letztern behandelt, bald aber über rein menschliche Dinge theologisch entschieden. — Um die Streitigkeiten noch dauernder zu machen, mußte sich um eben die Zeit der Geist, der die orientalischen Mönche auszeichnete, völlig ausbilden; mußte der kräftigste Theil der griechischen Nation sich dem Kriegsdienst entziehen, um seinen Muth und seine Festigkeit oft gegen seine eignen Landsleute zu richten. Nie sind die griechischen Mönche so entartet, wie die lateinischen, sie lebten von ihrer Hände Arbeit, (es waren oft alle Mönche eines Klosters Handwerker,) sie führten ein rauhes Leben, sie bewahrten die Armuth, die sie gelobet, aber gerade dadurch ward es möglich, das sich unter einem Abt oft achthundert Mönche vereinigten, um so eher möglich, da ihre Klöster nur aus neben einander errichteten Hütten bestanden, und das diese rüstige Classe der Gesellschaft Heere aufstellen konnte, die für gewisse Glaubensartikel nicht mit Gründen, sondern mit Säbeln und Keulen fochten."

Bey Justinian heist es S. 22: „Ein Regent, unter dem große Dinge geschehen, kann viele Fehler haben, könnte als Privatmann vielleicht immer unbekannt geblieben seyn; allein, es muß etwas in ihm seyn, was in andern nicht war, nicht ist, sonst würde kein Grund da seyn, warum unter ihm Dinge geschahen, die unter andern nicht geschehen sind; und wenn man ihm auch alles Verdienst raubt, so bleibt ihm doch das der Benutzung der Umstände." In der Note S. 35 fiel Rec. die Äußerung auf: „Ich würde mit Gewisheit sprechen, (von Thessalonichs Belagerung nämlich unter Mauritius durch die Awaren) wenn nur nicht der Schriftsteller (der nach Leo Allatins de Simeonibus während der Belagerung schrieb) die Stadt durch Hülfe des h. Demetrius befreyte etc." Hört ein Factum auf, gewis zu seyn, wenn man gegen

die Erzählung der Art, wie es geschehen sey, Bedenklichkeiten zu äußern hat?

2. Kap. Überblick der Regierung des Heraclius von 610 bis 644.

Hart und doch schwer zu widerlegen ist die bey Heraclius geäußerte Rede S. 48: „Einen guten Menschen auf dem Constantinopolitanischen Throne zu suchen, wird keinem einfallen, welcher weis, das unter der Überzahl schlechter Menschen der rechtliche Mann zuverlässig das Opfer seiner Rechtlichkeit wird." Mit Besonnenheit sagt der Hr. Verf. S. 62: „Die, welche so gerne die Religion, und ihre nach den Zeiten und Umständen verschiedenen Äußerungen zum Gegenstande ihres Witzes machen, werfen ihm (Heraclius) freylich vor, das er ängstlicher dafür sorgte, das h. Kreuz aus Jerusalem nach Constantinopel zu schaffen, als eine Stadt zu retten; allein, sie haben nicht bedacht, das alles Menschliche nur durch die Meinung geschätzt wird. Wäre überdem jenes Kreuz das wahre Kreuz gewesen, woran wenigstens Heraclius und seine Unterthanen nicht zweifelten, wer wäre gefühllos genug, nicht Werth darauf zu legen?"

3. Kap. Familie des Heraclius.

Mit kritischem Sinne erklärt sich der Hr. Verf. in der Note S. 69 gegen Cedrenus, Glykas, Theophanes, Nicephorus und Manasses, die Constantinus den Sohn des Heraclius von seiner Stiefmutter Martina und dem Patriarchen Pyrrhus vergiften lassen: sie sagen nicht, warum es nöthig war, den kränklichen Kaiser zu vergiften, wer ihm das Gift gegeben, wer Martina überführt habe? Wäre es wahr, so hätte man ihr gewis den Proceß gemacht, da man sie jetzt ohne Proceß mißhandelte, und Constans in der Rede an den Senat, Theoph. S. 226 der Sache nur mit einem zweydeutigen Ausdrucke erwähnt. In der ganzen Geschichte stimmt überdies Nicephorus nicht mit sich selbst überein.

S. 83 wird die gewöhnliche Meinung, das die von Constans in Rom geplünderten Alterthümer nach Syracus seyn gebracht worden, von wo sie die Araber bey ihrer Plünderung der Stadt im J. 669 nach Alexandrien geschafft hätten, der auch Joh. von Müller im 2. Theile der allg. Geschichte beypflichtet, widerlegt. Sie rührt daher, weil man nicht bedacht hat, das Paulus Diaconus sich zuweilen widerspricht. Er sagt freylich cap. XIII. das vorher erwähnte, allein cap. XI hat er selbst geschrieben, sie seyen nach Constantinopel geschickt worden.

S. 90. „Wohl mögen die Griechen Recht haben, wenn sie behaupten, das die Vorsehung mit reger Sorge über ihr Reich wachte, da ihre Herrscher selten im Stande waren, zu wachen und zu

sorgen. Sollte nicht vielleicht Byzanz stehen, bis die Nationen des Westens, die damals noch halbe Wilde waren, ein kräftiges und edles Geschlecht, im Stande wären, die alte Kultur, die Constantinopel, wenn auch nur kaum noch bewahrte, zu empfangen und zu erhalten, damit nach Jahrhunderten, wenn auch jene westlichen Nationen durch Luxus und Druck niedergeworfen, entartet, aus ihren Trümmern ein neues Geschlecht sie sich hervorsuche? Wollten wir es Aberglauben nennen, wenn wir hören, daß sie eine besondere Leitung darin erkannten, daß die Araber ihre Hauptstadt nicht eroberten, als sie sieben Jahre vor ihren Thoren lagen, so müßten wir wenigstens vom Zufall sonderbare Begriffe haben, da nur durch die Erfindung eines aus Syrien oder Ägypten entflohenen Ingenieurs (das Seefeuer oder griechische Feuer des Callinicus) der Angriff abgeschlagen ward.

S. 93. Wir werden erstaunen, daß wir nach so vielen Versammlungen der Geistlichen über die Natur und den Willen Christi, die nur den Streit und die Zwietracht vermehrt haben, dennoch neue berufen sehen, wir werden nicht begreifen, woher es kam, daß die Kaiser nicht ihre eigene Ohnmacht fühlten, und die Zeichen der Zeit nicht erkannten, sondern immerfort hofften, ihren Unterthanen Glauben und Meinungen mit Gewalt aufzudringen; aber wir haben Unrecht, wenn wir die Kaiser darum verdammen. Ewig wird die Weisheit nur das Eigenthum weniger ruhiger Seelen bleiben, die die Natur und das Glück begünstigte, der Haufe hält die Thorheit seines Kreises für hohe Weisheit, und folgt in einer Zeit eben so gedankenlos und nachhallend der Stimme fanatischer Mönche und zänkischer Pedanten, als er in einer andern mit dem Hohnlächeln eines Schurken oder großen aber irregeleiteten Kopfes auch das heiligste Wort, das in seinem Herzen wie am Himmel und auf der Erde geschrieben ist, verlacht.

Der Hr. Verf. spricht zweymal von Blendung des Patriarchen Callinicus, das erstemal S. 103, da er auf Justinians Geheiß eine zu andern Bau bestimmte Kirche nicht entweihen wollte, und S. 116 bey der abermaligen Thronbesteigung des vertriebenen Justinian, gegen den er es hielt — und doch gab es nur einen Callinicus — sollte er zweymal geblendet worden seyn?

4. Kap. Unruhige Zeiten des Reichs bis auf den Bilderstreit.

S. 140 über Leo den Isaurier. „Mögen Manasses und die ihm gleichen, mit der Freude kleiner Seelen aufsuchen, was er Übles in frühern Jahren duldet, wir wissen ja, daß Niemanden das, was er durch das Schicksal leidet, sondern nur, was er mit Willkür Übles thut, beschimpft, und messen den Werth des Menschen nicht nach der Stelle,

die ihm die Gesellschaft anweist. Ein eitler Wahn, als liesse sich ergründen, was unerforschlich ist, wie die Seele wird, was sie ist, bewegt die Philosophen, die Privatgeschichte großer Männer zu erforschen, wo sich selten erfreuliche Resultate ergeben.

Zweyter Abschnitt. Geschichte der bilderstürmenden Kaiser. 1. Kap. Leo der Isaurier.

S. 157 wird Le Bret in seiner Geschichte von Italien §. 184, der sowohl den aufrührerischen Herzog von Sicilien Sergius, als seine Creatur, Basil, den er auf den Kaiserthron setzte, entfliehen läßt, dahin berichtet, daß Basil und seine Anhänger von Kaiser Leo's dahin abgeschickten neuem Herzoge ergriffen wurden, Sergius aber nach Calabrien zu den Longobarden entflo.

In der Behandlung der Geschichte des Bilderstreites hält der Hr. Verf. die vernünftige Mittelstraße zwischen den zu heftigen Spanheim Hist. imaginum restituta, der nicht bloß die Bilderfeinde alle, sondern auch alle ihre Handlungen rechtfertigen will, und den zu wenig unbefangenen Maimbourg Histoire de l'hérésie des iconoclastes. Er sagt mit Menschenkenntniß und Umsicht von Leo S. 165. „Wenn ein mächtiger Fürst, umgeben von Schmeichlern einmal einen Entschluß faßt, wenn er gewohnt, nur seine Meinung als Weisheit angebetet zu sehen, einmal etwas als Thorheit oder Verkehrtheit erkannt hat, so wird er dem Reiz selten widerstehen, der ihn treibt, seine Wahrheit ändern mit Gewalt aufzudringen, und er wird niedrige Seelen genug finden, welche mit Wort und That ihn unterstützen, um irgend eine Gnade zu erhaschen. Mochte Leo und sein Hofbischof über die Bilder glauben, was sie wollten, mochten sie es für Götzendienst halten, daß man vor Holz und Stein niederfiel, mochten sie gegen neue Gebräuche strenge verfahren, und ihre Geistlichen anhalten, die Schrift zu lesen, um bessere Begriffe von Gott zu bekommen, wer gab ihnen die Erlaubniß, sich über den Glauben der Unterthanen als Richter aufzuwerfen, wer das Recht, mit unheiliger Hand ein Holz oder einen Stein herabzureißen, an den auch nur einer der Unterthanen seine Seele heftete, wenn er sie über die irdischen Verhältnisse zu erheben gedachte? Getrieben von dem elenden Wahn, der die Mächtigsten so oft bethört, daß, weil sie Vieles vermögen, sie Alles durchzusetzen im Stande seyen, daß alle Menschen den käuflichen Seelen, die ihnen nahen, gleichen, und daß Befehle der Regenten, ihre Drohungen und ihre Strafen den Zeitgeist bestimmen könnten, und nicht von ihm bestimmt würden, wagte er, seinen Unterthanen zu befehlen, was sie glauben sollten. Daß ein Isaurier, ein bloßer Soldat, erbittert durch den

Widerspruch, dennoch nur so leise fortschritt (Anfangs nämlich, denn bald hernach war er wahrer Tyrann) muß man dabey entweder Leo's Mäsigung oder seinen verständigen Rathgebern zuschreiben.

S. 174 über den Patriarchen Germanus: Dafs Germanus Standhaftigkeit edel war, wird Keiner läugnen, der nicht seine Überzeugungen mit der Mode und Hoffluft wechselt, und in einer charakterlosen Zeit Sinn für einen Glauben hat, der uns über Verachtung und Verfolgung erhebt. Die Gründe, welche Germanus in seinen Reden, wie der Papst Gregor in seinen Briefen anführt, um die Wahrheit ihrer Lehre zu beweisen, entlocken uns ein Lächeln, darum waren sie bey anderer Bildung und anderm Zeitgeist nicht weniger zwingend, die absolute Wahrheit erkennt die Gottheit allein, und eine aufgedrungene verschmäht die freye Vernunft schon, weil sie aufgedrungen ist." Den gelehrten Vertheidiger der Bilder Joh. Damascenus schildert der Hr. Verf. S. 184: „Sein Gedächtniß war mit vielen Kenntnissen gefüllt, sein Verstand geübt, vielleicht blieb auch sein Herz nicht ohne Ausbildung, aber der Mönch (Sergius, sein Erzieher) senkte zugleich eine Menge Vorurtheile so tief in seine Seele, dafs späterhin bey seinem Studium sein Vorurtheil ihn Alles nur von einer Seite sehen liefs. Wenn er auch nicht, wie sein Lobredner sagt, in der Arithmetik ein Pythagoras und Diophant, in der Geometrie ein Euklid war, so beweisen doch einige seiner Schriften, die wir noch haben (von den Drachen und Hexen?), dafs er oft in den weltlichen Wissenschaften ein gesunderes Urtheil hatte, als in religiösen Dingen, wo ihn Klima, mönchische Lehre und eigener Grübelgeist ein Labyrinth bauen liefs, in dem er sich selig fühlte, in welchem sich aber bald weniger edle Seelen verloren, oder Waffen holten, um gegen die gesunde Vernunft zu fechten, und durch Fechterkünste die Vertheidiger der Bibellehre zu schrecken.

S. 198. Nach einer kurzen Krankheit endete Leo sein Leben und die Schriftsteller erschöpften sich in Schmähungen über ihn, obgleich eine Regierung von 25 Jahren, nach der er seinem Sohne ein gehorsames Heer, ein unterwürfiges Volk und einen gefüllten Schatz hinterliefs, dem Unbefangenen keine Beweise des Lasters und des göttlichen Zornes sind. Wie viel übrigens von der getadelten Grausamkeit dem Leo zuzuschreiben ist, läst sich nicht entscheiden, da auch die am meisten erbitterten Gegner desselben kein Beyspiel anführen, welches ausgezeichnete Grausamkeit oder Ungerechtigkeit bewiese.

2. Kap. Constantinus Copronymus.

„Wenn ein vollkommenes Ungeheuer, ja der

Teufel selbst auf der Erde erschiene, sagt der Hr. Verf. S. 200 in der Note, so könnte er nicht alle die bösen Eigenschaften, die sich zum Theil einander aufheben, in sich vereinigen, welche Cedrenus, Glykas, Theophanes, Nicephorus, Joel, Manasses, Zonaras dem Constantin beylegen.

Anders als Schröckh vereinigt der Verf. S. 214 den Theophanes, der die Versammlungen der unter Constantin gegen die Bilder gehaltenen Synode in dem Palaste Hierium halten läst, mit den Concilienacten, nach denen sie in der Kirche der Blachernen geschehen. Die Versammlungen seyen wie bey der 2. Nic. Synode in Hierium, die letzte aber, die Bestätigung des Verhandelten, die Patriarchenwahl, in der Marienkirche der Blachernen geschehen, daher Alles als dort abgethan angesehen wurde.

S. 228 äufsert der Verf. über den Mönch Stephanus, dessen Festigkeit in dem, was er als Wahrheit erkannte, und blutiges Ende mit Thomas Bexit von Canterbury manche Ähnlichkeit hat, folgendes: „Die Liebe des Volkes und ein sechzigjähriges heiliges Leben, gaben ihm zwar das Recht, für sich Duldung zu verlangen, und die Bilder zu behalten, deren er bedurfte, um andächtig zu seyn, nicht aber die Befugnifs gegen das Concilium zu predigen, und Alle, die anders als er dachten, zu schelten und zu verfluchen.

3. Kap. Leo der IV., oder der Chazar.

4. Kap. Constantin der VI. unter der Vormundschaft der Irene, hernach Irene allein.

Mit wenigen, aber richtigen Zügen wird Irene gezeichnet, S. 271 „Nicht als wäre sie durchaus Heuchlerin gewesen, sie glaubte vielleicht selbst an die Wunderkraft der Bilder; aber unlängbar war ihre Herrschsucht und die Liebe zum Schimmer des Thrones stärker, als ihr Aberglaube." Mit folgendem dürfte wohl nicht Jeder einverstanden seyn. S. 273 „Ein Weib sollte nie stehen, wo Irene stand, da es seiner Natur nach, nicht allein stehen kann noch soll, da es der Meinung huldigt, und dem Strome folgt, der es mit der Menge bald hier, bald dorthin trägt, da es selbst das Gute nur auf die gebrechliche Stütze des Vorurtheils und der Eitelkeit zu gründen wagt (?) und dieß der Schöpfung, die von Weibern ausgeht, den weiblichen Charakter eindrücken, und alle ihre Wirkungen, die über den häuslichen Cirkel hinausliegen, verdächtig machen muß.

S. 274. Damit die Geschichte nicht zur Klatscherey werde, kann man in dem Dunkel der Kabbale nicht vorsichtig genug seyn." Eine goldene Regel für jeden Geschichtsschreiber! wie folgendes ein wahres Wort zur Zeit, S. 293 „Wollen wir Finsterniß und Unwissenheit schelten, was mit den Grundsätzen einer Zeit, die alle nicht ganz

begreifliche Wirkungen der Gottheit läugnen zu müssen glaubt, nicht übereinstimmt, so sollten wir fühlen, daß, wenn wir Zeiten beklagen, wo religiöse Grundsätze schädliche Folgen im Leben hatten, wir doppelt die beklagen müssen, wo sie keine mehr haben, und daß der menschliche Geist, ewig zum Irren verdammt, von einem Äußersten zum andern hinüberspringt, ohne je den Weg, der durch die Mitte hindurch allein zum Leben führt, zu erkennen.

Gegen Remer, Beck, Engel und Andere, die Constantin bald nach der durch seine Mutter veranstalteten Blendung sterben lassen, beweiset der Hr. Verf. in der Note S. 327, daß er am Leben geblieben, und unter Michael dem Stammelnden erst gestorben sey. Die Gründe möge man dort selbst nachlesen.

5. Kap. Regierung des Nicephorus.

6. Kap. 1. Abtheilung. Michael der erste (Rhan-gabe) und Leo der fünfte, der Armenier.

„Einen schwächern Kaiser, heist es S. 376, als Michael, das Spielwerk seines Weibes und seiner Großen, hatte das unglückliche Reich lange nicht gehabt, und kein deutlicheres Beyspiel als das Seinige kann man aufstellen, um zu beweisen, daß Güte des Herzens ohne Verstand im Leben eine Gabe der Vorsehung ist, welche der Welt wenig nützt.

2. Abtheilung. Leo der 5., der Armenier.

S. 393. „Ein Soldat hatte nun wieder den Thron bestiegen, und zwar ein Soldat aus dem Lande, wo die Manichäer starken Anhang hatten, und die Grundsätze der Bilderfeinde noch öffentlich gepredigt wurden. Daß er nicht roh war, und erst durch die Streitigkeiten mit den Geistlichen, durch das Glück und durch Undankbarkeit hart ward, zeigt der Anfang seiner Regierung. — Die Treulosigkeit, die er zugleich gegen den siegreichen (Bulgarenfürst) Krumus bewies, zeigt aber nur zu deutlich, was sich noch mehr in der Folge offenbarte, daß auch er als Privatmann und als Regent einer ganz verschiedenen Moral folgen zu müssen glaubte.“ S. 404 „Die glückliche Ruhe von allen Seiten weckte in Leo's Seele den Gedanken wieder, den er als Armenier schon lange genährt, und den alle Vernünftige mit ihm theilten, daß der Mißbrauch, welchen man von den Bildern machte, die wahre Religion zerstöre, und den Verfall des Staats herbeyführe, weil der Haufe sich gewöhnte, überall Wunder zu sehen und zu hoffen, und deshalb alle menschliche Mittel, den Staat zu erhalten vernachlässigte. Man sieht aus der folgenden Geschichte leicht, daß diese Meinung selbst unter dem Clerus noch viele Vertheidiger fand, daß die gewaltsame Veränderung, welche Irene vorgenommen, bey weitem nicht überall gebilligt ward,

und daß Viele sogar öffentlich das Unglück des Reichs dem Zorne der Gottheit über diese Abgötterey, wie sie es nannten, zuschrieben: aber läugnen darf man nicht, daß auch die Bilderfeinde von fanatischem Eifer beseelt, in der Wahl der Mittel, die zu ihrem Zwecke führten, nicht sehr ängstlich waren, und besonders Leo den Armenier durch einen Aberglauben anderer Art zum ersten Schritt gegen die Bilder brachten. Auch er nämlich glaubte, wie alle seine Zeitgenossen an Weissagungen, auch ihm, wie vielen Andern, die nie Kaiser wurden, hatte ein Mönch den Thron geweissagt, die Weissagung war eingetroffen, und hatte Leo's Glauben an Propheten vermehrt, welches dann ein schlauer Bilderfeind (Theodotus) benutzte, der ihn zu einem als Propheten bekannten Mönch führte, der den Kaiser in seinem Bilderhafs bestärken mußte. S. 430 Wenn gleich die erbitterten Bilderfreunde über seinen Fall, als über den eines Tyrannen frohlockten, und ihn als gerechte Strafe des Himmels ansahen, so müssen wir doch gerechter gestehen, daß die Byzantiner seit langer Zeit keinen Mann auf ihrem Thron gesehen, der so geschickt als Leo gewesen, ein sinkendes Reich zu stützen, und daß auf die unwürdigste Weise der Herrscher, der das Reich den Händen der Bulgaren entrissen, die zerstörten und ganz verfallenen Städte in Thracien und Macedonien wieder erbaut, Recht und Gerechtigkeit geübt, sich selbst der Rechtspflege angenommen, Arme und Niedrige gegen Mächtige und Vornehme geschützt, und sogar Bilderfreunde und Mönche mit oft unbegreiflicher Schonung behandelt, nach einer Regierung von sieben Jahren etc. treulos und schändlich erschlagen ward.

7. Kap. Michael der 2. der Stammelnde.

8. Kap. Regierung des Theophilus.

S. 504 „Gerecht, wenn gleich zuweilen hart, edel, prächtig, sparsam, war Theophilus ganz dazu geeignet, das Reich, das so lange von Innen und Außen zerrissen wurde, auf eine hohe Stufe der Macht zu heben; aber er suchte Ruhm im Kriege, wozu ihm die Gegenwart des Geistes im Augenblicke der dringenden Gefahr, der Blick, der in der Schlacht sogleich erkennt, was zu thun ist, und der allein den Feldherrn macht, fehlte, ohne diesem nützte ihm der Muth, mit dem er im Kriege gegen (den Aufrührer) Thomas Constantinopel vertheidigt, und mit dem er in jeder Schlacht seine Person den Gefahren ohne Bedenken preisgab, sehr wenig; — im Bilderstreit (S. 517) verfuhr er wie ein orientalischer Despot, und wenn wir ihm auch nicht die unmenschliche Grausamkeit, die man (z. B. Gibbon) an ihm finden wollte, Schuld geben, so können wir ihn doch von Härte und Mangel an edlem Gefühl nicht frey sprechen,

In den Grundsätzen der Bilderfeindschaft erzogen von dem heftigsten Gegner derselben (Joh. Grammat) geleitet, konnte ihnen Theophilus nicht gewogen seyn, und seines Vaters Duldung zu üben, hinderte ihn die Überzeugung von der Allgewalt eines Monarchen, die dem auf dem Throne Gebornen, eigen zu seyn pflegt.

9. Kap. Theodora als Vormünderinn des dreijährigen Michael des 3., und hernach mit ihr.

In fruchtbarer Kürze werden S. 559 u. s. w. die Schicksale der Paulicianer, welche Theodora verfolgen liefs, unter den vorhergehenden Kaisern seit Constantin Pogonatus angeführt. Gewöhnlich nimmt man als den Grund des Streites der Theodora mit Ludwig dem 2., der damals als römischer Kaiser in Italien residirte, an, das ihm die kaiserliche Prinzessinn Thecla zur Gemahlinn versprochen war, und auf seine Forderung (im Jahre 853) nicht zu Theil wurde, und beruft sich auf die Annales Bertin. Dem Hrn. Verf. ist diefs nicht wahrscheinlich S. 566, und wahrscheinlicher, das die Griechen mit Unwillen sahen, wie ein fränkischer Herrscher mächtiger im untern Italien ward, als selbst Karl der Grosse gewesen war. In den italiänischen Chroniken dieser Zeit bis auf Basil, hört man nur von Franken, Longobarden, Saracenen, nichts von Griechen. Bey der schlechten Erziehung, die Michael durch seinen Oheim Bardas vorzüglich erhielt, konnte er unmöglich besser werden, als er war. Er lebte nur den Spielen, und man konnte keine Gunst von ihm erhalten als durch Körperstärke und Geschicklichkeit im Reiten und Fahren. Er zeigte nicht allein selbst seine Künste in der Hauptstadt und auf allen Rennbahnen der Städte am Propontis, sondern selbst die Religion mußte zu seinen Übungen dienen, da er in der Vorstadt des h. Mamas den Preis aus der Hand eines goldenen Bildes der h. Jungfrau, dem man dazu in der Kirche einen kostbaren Thron errichtet, empfing. Nach Theodores Entfernung hatte er den Gottesdienst förmlich zum Spotte. Er machte innerhalb des Palastes seinen Hauptposseur, Gryllus, zum Patriarchen, liefs ihm mit großen Kosten die kostbaren Gewänder die die Patriarchen trugen, nebst dem Pallium verfertigen, bestellte ihm einen Sakellar und Ökonom, die Nächsten nach dem Patriarchen, rüstete eilf andere Leute als Suffraganbischöffe aus, und schlofs sich als der zwölfte an sie an. Diese gottlosen Menschen hielten nun öffentlich einen Gottesdienst. Sie sangen einen Chor, aber in Begleitung der Musik eines Trinkgelages, sie sangen Antiphonien, aber der Inhalt waren schändliche Lieder, sie theilten unter den Bedienten und dem Gesindel das Abendmahl aus kostbaren dazu verfertigten Gefäßen aus, aber sie nahmen statt des Weins

Essig und Senf, um sich an den Gebärden der Leute zu belustigen. Nicht zufrieden innerhalb des Palastes diese Schändlichkeiten zu üben, ergriffen sie die Gelegenheit, wo Ignatius einen feyerlichen Umgang hielt, um auf offener Strafsse mit ihm und dem, was dem Volke heilig war, ihren Spott zu treiben. Auf einem Esel reitend, von seinem tolln Kapitel, unter dem sich auch der Kaiser befand, begleitet, zog Gryllus in Patriarchenkleidung dem Ignatius entgegen etc.!!!

10. Kap. Michael der 3.

Von Photius sagt der Verf. S. 590: „das er ein großer Gelehrter war, das er das Griechische sehr rein schreibt, will ich nicht läugnern, aber seinen Charakter möchte ich freylich nicht retten: leider muß ich gestehen, das Gelehrsamkeit und Tugend sehr oft in keiner Verbindung stehen.“

Die im Jahre 865 vor Constantinopel landenden Barbaren hält der Verf. gegen Schlözer's Meinung für Normänner, wie Krug in seiner Chronologie der Byzantier.

Das man bey Bardas durch Basil den Macedonier veranstalteten Ermordung, und allem dem, was Letztern betrifft, nicht seinem Enkel Constantin Porphyrogen, weder den Geschichtschreibern, die auf sein Geheiß schrieben, folgen würde, sondern den unparteyischen Leo Grammaticus, Simeon Logotheta u. s. w., war von dem kritischen Gefühle des Hrn. Verfs. zu erwarten.

S. 644. Am Abend vor der Ernennung Basils zum Cäsar, gab ihm der Kaiser Michael im gnädigsten Scherz dreyßsig Peitschenhiebe, um ihm, wie er sagte, die Gnade, die er ihm am folgenden Tage erzeigen wollte, recht eindrucklich zu machen. Wie schlecht mußte der seyn, der es that, und nicht minder jener, der es duldete!

Ungeachtet des nicht geringen Verzeichnisses von Druckfehlern ist doch noch mancher stehen geblieben, besonders in dem griechischen Texte, z. B. S. 90 κλαση, S. 158 φουκας, S. 159 αζιοματων etc. S. 637 das Basil (anstatt Bardas) den Plan entworfen habe etc. Rec. schließt mit dem sehnlichen Wunsche, der Hr. Verf. möge bald, wie er Hoffnung gibt, den Faden wieder aufnehmen, die Geschichte der Byzantiner weiter fortführen, und die Lücke bis zu den Kreuzzügen, die in unsern Tagen treffliche Bearbeiter erhalten haben, ausfüllen.

Kleine Schriften.

Ueber Gerechtigkeit. Eine akademische Rede mit Anmerkungen und mit steter Beziehung auf den Satz des 16. §. des österreichischen all-

gemeinen bürgerlichen Gesetzbuches: Jeder Mensch hat angeborne, schon durch die Vernunft einleuchtende Rechte. Von D. *Bernard Baron*, Professor der Rechte in Lemberg. Wien bey *Carl Gerold* 1814. 44 S. in 8.

Die vorliegende Schrift ist, wie schon ihr Titel zeigt, eine am Lycäum zu Lemberg bey dem Anfange des Schuljahrs vom Hrn. Verf. gehaltene Rede, deren Zweck er (S. 14) folgender Massen angibt. „Ich will zeigen, sagt er, das die Gerechtigkeit, durch die Vernunft gegeben, ewig unveränderlich, sich nicht nach den Gesetzbüchern richten könne, sondern, das die Gesetzbücher nach der natürlichen Gerechtigkeit eingerichtet seyn müssen; ich will folglich zeigen, (hier mangelt offenbar ein Mittelsatz) das unser neues bürgerliches Gesetzbuch das vortrefflichste unter allen bisher erschienenen Gesetzbüchern sey.“

Diese akademische Rede zerfällt also in zwey Theile. Der, beyden vorausgesendete Eingang (S. 3—15) macht den vierten Theil des Ganzen aus, und steht mit dem Ganzen in keinem genauen Zusammenhange. Der dabey (S. 8—10) angebrachte Ausfall gegen die Natur - Philosophie muß sehr gemäßiget werden, wenn er treffen soll; da allerdings unter ihrem Namen mancher Unfug getrieben wurde; allein, welche philosophische Schule würde wohl von diesem Vorwurfe frey bleiben?

Im ersten Theile der Rede muß das Lob der Gerechtigkeit (S. 15—18) und die Schilderung der unsterblichen Verdienste *Groot's* (S. 31 u. 32) um die Rechtswissenschaft als sehr lesenswürdig herausgehoben und zu den gelungensten Stellen in der ganzen Schrift gerechnet werden. Dagegen waren dem Recn. einige Behauptungen sehr auffallend. So stimmt z. B. unser Verf. (S. 27) dem Urtheile des Kaisers *Justinian* (in confirmat. Dig. §. 17) bey, das *Tribonian* und seine Amtsgenossen die Erde von einer zahllosen Menge heillosen Verordnungen gereinigt hätten (!).

Das Thema des zweyten Theils, welches durch eine detaillirte Darstellung der Vorzüge unsres Civil-Codex und durch Vergleichung desselben mit den übrigen älteren und neueren Civil-Legislationen zu erweisen wäre, scheint nicht das Object einer kurzen akademischen Rede seyn zu können. In der That beschränkt sich auch der Herr Professor nur auf einige allgemeine Bemerkungen (S. 32—37). Bey der ersten, (S. 32 u. 33) das in unserm bürgerlichen Gesetzbuche, nicht auch in den übrigen, die bedeutenden Worte aufgenommen wurden: *Jeder Mensch hat angeborne, schon durch die Vernunft einleuchtende Rechte*, ist auf das preussische Landrecht nicht Rücksicht genommen wor-

den, worin es §. 83 heisst: „die *allgemeinen Rechte* des Menschen, welche (nach §. 82) schon durch seine *Geburt* entstehen, gründen sich auf die natürliche Freyheit, sein eigenes Wohl, ohne Kränkung der Rechte eines Andern, suchen und befördern zu können.“

Der Epilog enthält eine Aufforderung an die Lehrer und Lehrlinge, den weisen Absichten des Staates, der die Wissenschaften in hohem Grade befördert, zu entsprechen. Die darin (S. 39—42 Anmerk. 16) vorkommende Digression wäre, wenn sie nicht ihr Inhalt entschuldigte, etwas zu lang.

Die fast durchaus reine, oft blühende Schreibart verdient eine rühmliche Erwähnung, und läßt uns, wenn der Hr. Verf. eine weitläufigere Bearbeitung liefern sollte, mit Grund noch etwas Besseres erwarten.

K.

P o l i t i k .

Blick auf die neuesten Zeit - und Flugschriften.

(Fortsetzung.)

Ein Wort zu rechter Zeit eines Oesterreichers an die verzagten Mitbürger. 1813. Wien. In Commission bey *Anton Straufs*. 19 S.

Diese Broschüre war für diejenigen zu rechter Zeit geschrieben, welche durch die Erfahrungen früherer Jahre muthlos geworden waren, und mit der veränderten Zeit und Lage der Dinge unbekannt, sich an den *dunklen Schluß* hielten: „was schon öfters geschehen ist, wird immer geschehen.“ Diesen entmuthenden Schluß, durch falsche Darstellung der veränderten Umstände, zu berichtigen, war die Tendenz dieser Schrift, die sich übrigens durch keine höhere Ansichten auszeichnet, und daher jetzt kein Interesse mehr hat.

Gedanken über das k. k. österreichische Manifest gegen Frankreich. Wien 1813. In Commission bey *Anton Straufs*.

Diese Schrift hat ungefähr gleichen Zweck mit der vorhergehenden, und erhebt sich auch an Werth nicht über dieselbe. Das indessen dieses merkwürdige Manifest Stoff zu äußerst interessanten Betrachtungen darbiethet, haben mehrere *auswärtige Zeitschriften* bewiesen.

Ueber die Unterdrückung und Wiederbefreyung Europa's. Von *Anselm von Feuerbach*. München, bey *M. J. Stöger*. 1813. 31 S. in 8.

Mit dieser ergreifenden Schrift trat der in ganz Deutschland hochverehrte Verfasser, in dem gros-

sen Augenblicke, wo *Deutschlands Freyheit* gerettet werden sollte, an die Spitze politischer Wortführer in *Bayern*. Sie ragt an Fülle der Ideen, Begeisterung des Gefühls und Kraft der Sprache weit über alles hervor, was in der neuesten Zeit für die Sache der europäischen Freyheit geschrieben worden ist. Der Zweck dieses, für Deutschlands *höheres* Publikums verfaßten Werkchens ist: uns zur klaren Verständniß unserer Zeit zu verhelfen, die Aufgabe, die wir zu lösen haben, begreiflich zu machen, und uns gegen das Mißverstehen des Zeitgeistes, gegen Leidenschaft und Selbstbetrug mit alten Wünschen oder mit neuen Hoffnungen zu warnen.

Durch nichts, sagt der Verfasser, ist von jeher größeres Unheil über Menschen und Staaten gekommen, als durch das Nichtkennen und Verkennen des Zeitgeistes. Der Zeitgeist wird nur durch besonnene Betrachtung über das Innere der Gegenwart erkannt. Die Geschichte, welche unsere Lehrerin seyn könnte, wird selten vernommen, begriffen und gehört. Denn sie lehrt auf jedem Blatte, daß jedes Streben nach Weltherrschaft eitles Bestreben der Thorheit sey, daß sich durch Mißlingen und eignes Verderben bestraft, weil veralterte Staatsgebäude wohl zertrümmert, nicht aber gesittete Völker unterdrückt, und zu williger Knechtschaft unterjocht werden können, besonders, wenn sie dem unterjochenden Volke an Zahl, Macht und Gediegenheit geistiger Bildung überlegen sind, wie die Deutschen den Franzosen es sind. Und doch wurde Europa durch 20jährige Gewalththaten und Rechtlosigkeit gestürzt, und mit der Rückkehr der Barbarey des Mittelalters bedroht. Indem eine Schilderung des greulichen Zustandes der Knechtschaft gegeben wird, worin Europa durch den Gallier versetzt war, sagt der Verf. S. 12: „Und dieß Alles durch den Einzigen und um dieses Einzigen willen! Aber nicht doch! — ruft der Geist der Geschichte, und der sich schon offenbarenden Gegenwart dem entmutheten Gemüthe zu: — nicht um dieses Einzigen willen, sondern um der *Millionen* willen, die des *Schreckens* bedurften, um aus verweichlichendem Schlummer zu erwachen, die des *Elendes* bedurften, um wieder eines bessern Daseyns würdig zu werden, der *Knechtschaft* um den Werth der Freyheit zu empfinden, der *Unterdrückung*, um wieder ihrer Kraft sich bewußt zu werden. Denn der Mensch kömmt durch *Vernunft* allein immer zum Bessern; jede Wahrheit bleibt todt, bis sie nicht durch das Gefühl beseelt, durch die Empfindung zu heller

Flamme entzündet wird, oder mit andern Worten: wenn eine Vorstellung den Willen thätig bestimmen soll, so muß sich ein sinnliches Gefühl der Lust und Unlust, oder das moralische Gefühl der praktischen Nothwendigkeit damit verbinden.“

Die gemeinschaftliche eine Noth, das allen Völkern und Ständen gemeinsame mit keiner andern Lebensfreude vergoltene, durch keine Hoffnung gemilderte Gefühl der gemeinsamen Schande, der gemeinsamen Unterdrückung, des grenzenlosen Elendes mußte kommen, um gesunkene Völker wieder aufzurichten, entzweyte Nationen zu vereinigen und für einen großen Zweck zu großen Opfern und großen Thaten zu ermannen. Und so wurde denn den europäischen Staaten die Epoche schmähhlicher Erniedrigung zur Vorbereitung künftiger Größe; die Unterdrückung zur Übungsschule der Kraft, die Schande zur Mahnerinn an Ehre und Ruhm, die Knechtschaft zur Seele eines neuen kräftigen Lebens, die Brandfackel der Verwüstung eine erwärmende Sonne, die den großen Auferstehungstag der Völker, die Wiederaufrichtung der Selbstständigkeit der Thronen beleuchtet. Damit aber alles dieß werden kann, sind die folgenden vier *Resultate der neuesten Geschichte wohl zu beherzigen*.

1. Was die Völker stark macht ist nicht der Leib, sondern die Seele; was sie unüberwindlich macht, ist allein die begeisternde Kraft des Herzens; was sie vor der Unterjochung bewahrt und aus der Unterjochung rettet, ist allein der kräftige Muth, der Freyheit werth zu seyn.

2. Was die Thronen befestigt und aus großen Gefahren rettet ist nicht bey *diesem* oder *jenem* Stande, nicht bey dem Adel allein, sondern bey der *Gesamtheit* der Unterthanen, in dem Gemeinsinne der Bürger, in der Liebe und Begeisterung für Fürsten und Vaterland.

3. Was die Staaten zum Untergang führt, ist, wenn sie den Geist der Zeit nicht erkennen und verstehen, und dem Siegerwagen des Genius der Menschheit *verblendet*, in die vom Abhange rollenden Räder greifen.

4. endlich. Die Gegenwart mit ihren Erscheinungen verkündigt nicht eine Rückkehr zur *alten* Zeit, sondern nur die Fortsetzung und Entwicklung einer schon lange begonnenen *neuen* Zeit. Große Ideen über Menschheit und Menschenwürde, Geltung des persönlichen Verdienstes, und Begeisterung der Gesamtheit der Staatsbürger für Thron und Vaterland scheinen der Hauptcharakter dieser neuen Zeit zu seyn.

(Die Fortsetzung folgt.)

Allgemeine Literaturzeitung.

N^{ro}. 37.

Dienstag, den 10. May

1814.

Rechtsgelehrtheit.

I. J. C. F. Meister's, königl. preussischen Criminal-Rathes und öffentlichen ordentlichen Lehrers der Rechte auf der Universität Breslau, *Aufforderung an das Publikum; demüthiges Bittgesuch an die Großen der Erde deutscher Zunge; in Beziehung auf das Studium des Römer-Rechtes.* Züllichau, 1813. In der Darmannschen Buchhandlung. 34 S. in 4.

II. *Jus Romanum privatum, idque purum, auditoribus cum pristinis in doctrinae coram traditae recordationem, tum futuris scripsit Joann. Christian. Frider. Meister J. V. D. Antecessor Viadrinus, nunc almae Viadrinae, quae in Silesia floret, capite.* Volumen prius, in quo praeter doctrinam generalem, et singulorum juris civilis capitum pars prima traditur. Zuellichaviae impensis, Darmanni, 1813. XX und 490 S. in 4.

Wenn ein Mann von Talenten sich eine lange Reihe von Jahren mit glühendem Enthusiasmus auf eine Wissenschaft verwendet hat, die von jeher als die Fülle aller juristischen Weisheit betrachtet wurde, und nun die Größe seiner Aufgabe und die Ausbeute seiner Bemühungen dem Publicum darlegt, so können wir wohl von ihm nichts gemeines, oder mittelmässiges erwarten. Aus diesem Gesichtspuncte sind die beyden angeführten Werke zu betrachten, welche hier nicht blofs, weil sie von demselben Verf. herrühren, sondern vorzüglich wegen ihrer innigen Verknüpfung zugleich beurtheilt werden.

Nro. I entwickelt mit einer Wärme, welche nur die lebendigste Überzeugung und das Gefühl der guten Sache einflößen kann, den Nutzen des Fünftes Heft.

römischen Rechts, der sich nicht blofs auf ein vorübergehendes practisches Interesse beschränkt, sondern (wie der Hr. Verf. nicht ohne Grund behauptet) darin besteht, daß dieses Studium Bedingung echter juristischer Bildung ist, so daß mit seinem Verfalle juristische Barbarey einreißt, und das Justiz-Wesen, folglich auch das davon abhängende Menschen- und Staatenglück zugleich verfallen müßte. Durch diese Darstellung begründet unser Verf. die, zunächst an seine Schüler, aber auch an die juristischen Lehrlinge überhaupt gerichtete Aufforderung, sich mit rastlosem Eifer dem Studium des römischen Civil-Rechts zu widmen, und legt am Schlusse auf die Stufen der Königsthronen und Fürstenthronen Deutschlands sein Bittgesuch nieder, einmal, daß auf allen deutschen Academien das Studium des römischen Rechts in seinem ganzen Umfange aufrecht erhalten, und von Obenherab begünstigt; alsdann daß kein Jurist zu einer Staatswürde zugelassen werde, ohne die strengsten Prüfungen auch im römischen Rechte bestanden, und sich als gründlichen Kenner desselben bewährt zu haben. Ref. will nur noch aus dieser Schrift, welche Niemand ohne Vergnügen und Theilnahme lesen wird, den Plan anführen, nach welchem Hr. Professor Meister das römische Recht vorträgt. Er fordert Schüler, die sowohl das Naturrecht als eine Encyclopädie des gesammten positiven Privat-Rechts gehört, und sich durch letztere die Bekanntschaft mit der römischen Kunstsprache erworben haben. Unter diesen Voraussetzungen zerfällt sein Vortrag in drey verschiedene Collegien: 1) über *Staatsrecht* der Römer verbunden mit äußerer Rechtsgeschichte. 2) über *reines römisches Privat-Recht* nach einer *chronologischen* Ansicht, d. h. mit Ableitung jeder Hauptmaterie aus den Urquellen, und mit durchgeführter Ausbildung derselben bis auf das Zeitalter Justinians. 3) über *Hermeneutik* des römischen Rechtes, verbunden mit der Interpretation von ungefähr einigen Hundert der köstlichsten Fragmente der classischen Juristen. Dazu kommt

endlich noch für das practische Bedürfnis eine *Jurisprudentia Romano — Canonico — Germanica forensis atque Borussica*. — Ref. erlaubt sich hier nur die einzige Bemerkung, daß der Hr. Professor bloß seinem zweyten Collegium täglich drey Lehrstunden widme.

Auf das erwähnte Collegium bezieht sich das Werk unter Nro. II, welches nach einer systematischen und chronologischen Methode bearbeitet ist, und aus einem allgemeinen und besondern Theile besteht. Der dem Recn. vorliegende I. Band enthält die ganze Theorie des römischen Privat-Rechts mit Ausnahme des Erbrechts, welches im II. Bande geliefert werden soll. Im Allgemeinen läßt es sich nicht in Abrede stellen, daß sich dieses Meister'sche Werk unter die besseren seines Faches einreihe, und durch antiquarische Notizen, durch Reichhaltigkeit des Vortrags, und durch originelle Ideen gleich vortheilhaft auszeichne. Doch dürfte der Verf. bey einer zweyten Auflage noch Manches zu ergänzen und zu berichtigen haben. Zuverlässig sind einige Materien unverhältnißmäfsig kurz ausgefallen, und wieder andere (z. B. über das Verhältniß der vier Theile des römischen Rechtskörpers zu einander, über die Dauer der einzelnen Klagen) ganz übergangen. Auch dürfte so manche Behauptung unhaltbar, und selbst die gegründeten dürften nicht genug mit Gesetzstellen belegt seyn. Rec. will nun dieses Urtheil durch eine kritische Darstellung des Inhalts des Werkes zu bewähren suchen. Der allgemeine Theil des Systems begreift vier Hauptstücke in sich (I. *Juris Romani privati ejusque puri et notio et subsidia*. II. *Juris de jure constituendo aliquot praecepta*. III. *Quaedam rationes juris privati communes*. IV. *Communia quaedam de modo persequendi jura*). Rec. ist zwar mit der Ansicht des Hrn. Verfs., daß der allgemeine Theil nicht zu sehr ausgedehnt werden dürfe, ganz einverstanden; nur bemerkt er, daß unter den einzelnen Gegenständen und Paragraphen, woraus diese vier Hauptstücke bestehen, kein strenger logischer Zusammenhang herrsche. (Vergl. z. B. §§. 8—11 mit §. 12 oder §§. 15—21 mit §. 22) — §. 7. wird unter 10 Rubriken das Wichtigste von der Literatur des römischen Privat-Rechts, besonders nach *Günthers principia jur. Rom. priv. noviss.* angeführt. Diese Notizen sind um so interessanter, als der Verf. die meisten angeführten Bücher selbst besitzt, und wenigstens über einzelne derselben sein competentes Urtheil beyfügt. Besonders gut hat es uns gefallen, daß die Schriften des großen Reformators *Hugo* eine eigene selbstständige und zwar die letzte Rubrik ausmachen. Ungern haben wir dagegen unter den neuesten Systemen *Hufelands* Lehrbuch des in den

deutschen Ländern geltenden gemeinen oder subsidiarischen Civil-Rechts (I. Bd. Gießen 1808), und unter den Commentatoren über die I. *Decisiones* unsern *Oppenritter* vermißt, und zwar um so mehr, als selbst der hier erschienenen Übersetzung der *Heineccischen Institutionen* erwähnt wird. — In den §§. 8—11, wo vom Wohnheitsrechte gehandelt wird, ist die c. 2. VIII. 53, deren Sinn von jeher die Ausleger beschäftigte, ganz unberührt geblieben. Eben so ist auch *Schömanns* Handbuch des Civil-Rechts weder hier, noch anderswo im ganzen Buche angeführt. — §. 44 sollten auch *Thibauts* Versuche über die Theorie des Rechts (II. 13.) citirt seyn, welche die Eintheilung des Rechts in Beziehung auf seinen Umfang ganz aufhellten. — Das dritte Capitel (§§. 23—38) enthält eine lesenswürdige Entwicklung des römischen Rechts-Systems, und des Systems unsers Auctors, wovon ohnehin noch die Resultate vorkommen. — §. 45 ist die Eintheilung der Klagen in *actiones simplices* und *duplices* im gewöhnlichen Sinne aufgestellt, ohne daß die von *Savigny* (Recht des Besitzes §. 37.) gemachte Verbesserung benützt, oder auch nur erwähnt wurde. — Die §§. 52—56 behandeln die wichtigste Eintheilung der *Actionen*, je nachdem sie nämlich aus dem Personen- oder Sachenrechte entspringen, und im letzteren Falle dingliche oder persönliche sind. Hierbey hat die im §. 56 enthaltene Untersuchung über den Sinn des Wortes *condictio* den Beyfall des Recn.; nicht eben so deutlich ist ihm aber die Definition der *actiones reales* (§. 53) als *persecutiones rei alicujus adversus quemque rei et bonae fidei possessorem*, da bekanntlich dingliche Klagen nicht immer gegen jeden Besitzer gerichtet sind, z. B. die *actio Publiciana*, die *hereditatis petitio*.

Der besondere Theil enthält 2 Abtheilungen: *Doctrina jurium I quae inter vivos intercedunt, II quae obveniunt mortis causa*. (Die zweyte bleibt von dem vorliegenden Bande ganz ausgeschlossen). Die erste Abtheilung zerfällt weiter in die Rechte 1. der einzelnen Menschen, und 2. der Familien. Das Recht der einzelnen Menschen ist A) Personen- und B) Sachenrecht; und dieses endlich a) reines und b) nicht reines. Das Personen-Recht wird (§. 57) als *ea juris privati pars* erklärt, quae definit, quid quantumque in rebus legitimis, in universa re forensi cuique personae datum sit *efficientiae, pro varia hominum indole*. — Der ganze, dem Personen-Rechte gewidmete, Abschnitt (§§. 57—176) ist mit sehr interessanten antiquarischen Notizen durchweht, wovon mehrere dem Verf. eigenthümlich angehören. §. 62 werden gegen *Feuerbach* (*Civilist. Vers. I. 6.*) die *status naturales* ohne hinlänglichen Grund in Schutz genommen. We-

nigstens rechtfertigt Hr. Prof. *Meister* seine Meinung durch die angeführten Gesetzstellen (Fr. 7. Fr. 9. Fr. 10. Fr. 14. Fr. 26. I. 3.) schon darum nicht, weil die Compileren bey Einreihung der einzelnen Fragmente in einen bestimmten Titel nicht streng logisch zu Werke gingen. — §. 77 wird die *lex quinavicenaria* noch immer mit *Ernesti Laetoria* genannt, da doch die Gründe für die Benennung *Plaetoria* das Übergewicht haben möchten (*Hugo* Geschichte des röm. Rechts §. 135) §. 82 heißt es: *Plena pubertas finito decimo octavo (?)* S. Fr. 14. §. 1. XXXIV. 1. — §§. 89 u. 90 wird von der Verwandtschaft gehandelt, und werden die dahin gehörigen Begriffe, besonders jener von *cognatio*, besser als gewöhnlich bestimmt; doch muß diese Darstellung, so wie jede andere dem Rec. bekannte, den lichtvollen und consequenten Ansichten weichen, welche hierüber unser verdienstvolle *Dolliner* in seinem Handbuche des in Österreich geltenden Ehrechts (I. Bd. Wien 1813) aufgestellt hat. — §. 93. lehnt sich der Verf. mit Grund gegen eine Neuerung des Historikers *Niebuhr* auf, daß die *Gentilitäts-Rechte* bloß unter den *Patriciern* gegolten hätten. — §§. 103—141 wird das Verhältniß der *Slaverey* fast mit zu großer Weitläufigkeit behandelt, wenigstens, wenn man damit andere practische Lehren von der *Dienstbarkeit*, dem *Pfandrechte* u. s. f. vergleicht. — §. 152—167 kommt schon bey Gelegenheit des *status familiae* die Lehre von der väterlichen Gewalt vor.

Dem Sachenrechte werden einige allgemeine Bestimmungen in 3 Hauptstücken (I. De rebus generatim, nominatimque de eis, quae in sensu strictiori ita appellantur. II. De actionibus humanis. III. De rebus detinendis, possidendisque; immo et abutendis, utendis, fruendis.) vorausgesetzt. — Die Entwicklung der verschiedenen Einteilungen der Sachen überhaupt (§§. 185—208) verdient ausgezeichnet zu werden; doch dürften noch einige Zusätze zu machen seyn von juristisch unbeweglichen Sachen: (§. 193) von *Cenotaphien* (§. 204); und von *rebus publicis* im weitesten Sinne nach Fr. I. pr. I. 8. (§. 207). — §. 214 hätte unter dem Interpreten des Fr. 5. XXVIII. 1. auch *C. G. Felzer* (Versuche zur Bildung des r. R. Heilbronn 1802) angeführt werden sollen. — In der Lehre vom Besitz (§§. 219—246), die theils nach *Savigny*, theils nach eigenen Ansichten behandelt, und womit ganz richtig die Theorie der nicht in andere Rechts-Materien gehörigen *Interdite* verknüpft wird, stößt man sich §. 235 an dem verworfenen Begriff der *traditio symbolica*, welche höchstens durch c. I. VIII. 54., nicht aber durch das allegirte Fr. 74. XVIII. 1. gerechtfertigt werden könnte.

Das reine Sachenrecht theilt sich auch im vorliegenden Lehrbuche in das dingliche (*dominium* im weitesten Sinne) und das persönliche *jus obligationis*. Zu jenem werden die *dominia proprietatis* (Eigenthum sowohl im engeren als weiteren Sinne) und die *dominia in rem alienam concepta* (*Dienstbarkeit* und *Pfandrechte*) gerechnet. — §. 256 a. E. heißt es bey der *Eigenthumsklage* schlechthin: *Restituenda est res, eaque gratis*, und wird gar nicht der hierber gehörigen Ausnahmen gedacht. — §. 258 wird die Idee des prätorischen Eigenthums als eine den Gesetzen ganz unbekanntene Neuerung verworfen. Recensent muß sich auf ein paar kurze Gegenbemerkungen einschränken. Scheint nicht die *publicianische* der *Vindication* nachgebildete Klage auf ein prätorisches Eigenthum hinzudeuten, was auch der Verfasser §. 275 dagegen einwendet? Scheinen nicht die Gesetze selbst durch die Ausdrücke: (*b. f. possessor*) *quasi suam rem neglexit*, Fr. 31. §. 3. v. 3.; *loco domini pene est*, Fr. 48 pr. XLI. 1.; *Bona fides tantumdem possidenti praestat, quantum veritas, quoties lex impedimento non est*, Fr. 136. L. 17., diese Idee deutlich genug auszusprechen? — In den §§. 274—312 werden die Erwerbarten des Eigenthums und zwar nur die *Occupation*, *Accession* und *Usucapion* dargestellt. Bey dieser Gelegenheit will Rec. auf zwey Lücken aufmerksam machen, welche die *civilistischen* Theorien in der Materie vom Zuwachs haben. Einmal fehlt es uns an einer ganz adäquaten Definition desselben, worunter alle von den Gesetzen dahin gerechneten Fälle (besonders die *Specification*) leicht subsumirt werden könnten. Ferner sind alle Theorien unvollständig über die Frage, ob, und in wiefern der Eigenthümer der *accessorischen* Sache, welcher Kraft des Zuwachses das Eigenthum derselben verlor, Ansprüche auf Entschädigung habe? Die beste Auflösung dieser Frage enthält unstreitig *Thibauts* *Pandecten-Recht* (§. 595), welches zwey Hauptfälle unterscheidet, ob 1) der Herr der *Principal-* oder 2) der Herr der *accessorischen* Sache die Vereinigung beyder vornahm? Nun ist aber hier (z. B. bey dem Bauen, Säen oder Pflanzen) noch ein dritter, nach eigenthümlichen Grundsätzen zu entscheidender, Fall möglich, daß nämlich eine von beyden Eigenthümern verschiedene Person ohne Auftrag des Einen oder Andern die Sachen vereinigte. Viel vollständiger ist in dieser Rücksicht unser allg. bürgerl. Gesetzb. (§§. 417—419). In der sich auf die *Usucapion* beziehenden Literatur (§. 297) vermißt man mit *Verwunderung* *Thibaut* über *Besitz* und *Verjährung*, und *Dabelow* über *Verjährung*, wovon doch jener die Lehre von der *Verjährung* zuerst mit mehreren Berichtigungen systematisch zusammenstellte, und dieser eine hi-

storische Deduction lieferte, welche selbst der anders denkende für scharfsinnig und sinnreich ansehen muß. — §§. 325—329 kommt das Eigenthumsrecht im weiteren Sinne (*dominium sensu latiori*) vor, dessen Gegenstände die unkörperlichen Sachen und das Erbrecht sind. — In der Materie von Servituten (§. 350—352) bleibt noch Manches zu wünschen übrig. Hier findet man nichts über den Grund der bekannten Regel: *Servitus in faciendo consistere nequit*; nichts von der besonderen bey den *operis servorum* eintretenden Ausnahme, daß sie erst mit dem Tode des Sclaven erlöschen. Eben so vermißt man bey den einzelnen Landdienstbarkeiten (§. 348), die dahin gehörige Literatur, so wie eine nähere Bestimmung des Unterschieds zwischen *servitus luminum* und *ne luminibus officiat*, worüber in unsern Tagen *Feuerbach* und *Dabelow* stritten. Der Lehre vom Pfandrechte (§§. 353—376) sind die Grundzüge über den *Concurs* der Gläubiger schicklich angehängt, und hat vorzüglich die kurze Geschichte des Pfandrechts (§. 353) den ganzen Beyfall des Recn. Doch wären wohl auch hier einige Zusätze und Erläuterungen zu machen: bey dem Satze *nec alienam rem — obligare quis potest* (§. 355); bey der Definition des *pignus quasi publicum* (§. 357); über die von *Hugo* (Lehrb. des heut. r. R. §. 79) so sehr eingeschärfte Erlöschungsart des Pfandrechts; über die Constitution *Gordian's* im Titel des *Codex*: *Etiam ob chirograph. pec. pign. teneri posse u. s. w.* Auffallend ist es endlich, daß ohne allen Grund die Alimentanden (§. 375) unter den privilegierten Chirographar-Gläubigern erscheinen.

Das persönliche Sachenrecht führt der Hr. Verfasser, nachdem er einige leitende Begriffe vorausgeschickt hat, auf vier Hauptstücke (*De obligationibus I. ex delicto, II. quasi ex delicto, III. ex contractu, IV. quasi ex contractu oriundis*) zurück. Warum §. 398 so wie schon früher §. 48 die *actio furti* für eine poenalis und *rei persecutoria simul* erklärt werde, ist dem Recn. ganz unbekannt. S. §. 19. J. IV 1. — In dem Capitel von den sogenannten *Quasi-Delicten* (§§. 408—416) zeichnet sich das vierte, *judicis male judicando litem suam facientis*, aus. Mit Recht nimmt unser Auctor gegen *Weber* an, daß dieses *Quasi-Delict* auch dann vorhanden sey, wenn der Richter das ungerechte Urtheil *dolo* fällt. Dagegen scheint das *Raisonnement* des Verf., warum die Römer in einem solchen Falle *nur ein Quasi-Delict* annahmen, unbefriedigend zu seyn. Rec. hält noch folgende Aufklärung der Sache, welche er dem Scharfsinn eines seiner Freunde verdankt, für die wahrscheinlichste. Der Richter stellt als solcher die Person des Regenten und des Staats vor, und kann daher

eben so wenig als diese durch ein ungerechtes Urtheil ein wahres *Delict* begehen; (*non proprie ex maleficio obligatus videtur*) weil er aber doch eine rechtswidrige, Jemanden schädliche Handlung unternimmt, so setzte man mit Grund fest, daß er quasi *ex delicto* belangt werden könne (*videtur quasi ex maleficio teneri*) *pr. J. IV. 5.* — §. 421 muß die Stelle unter VII; *Minores — — — in conventionum onerosarum circulis, ne circumscribantur, et curatorum indigent consensu* durch den Zusatz *si curatores habent*, beschränkt werden *vergl. §. 756. II.* — Die *condictio triticiana* und *de eo quod certo loco*, sind sehr zweckmässig (§§. 453 u. 444) in der Theorie von Verträgen im Allgemeinen angebracht. — In der Literatur der Lehre von der culpa ist *Schöman* wieder nicht angeführt, der doch zum Theil ein Gewährsmann des Verf. ist, weil er eine von der culpa levis verschiedene *levissima* annimmt, welche Hr. von *Löhr* lüagnet. Ueberhaupt sind zwar die (§§. 442—444) über culpa und casus aufgestellten Regeln sehr einfach und deutlich; würden sie aber zur Entscheidung aller vorkommenden oft sehr zusammengesetzten und schwierigen Fälle zureichen? — Der Abschnitt von *Contracten* und *pactis* überhaupt (§§. 454—470) ist musterhaft bearbeitet; nur daran zweifelt Rec., daß bey den Römern, gegen den allgemeinen Entwicklungsgang der Völker, die Real-Contracte später als die Verbal- und Literal-Contracte entstanden seyn sollten (§. 454). — §. 477 wird bey dem Darlehens-Contracte das *Sc. Macedonianum* angeführt, und die Benennung dieses Gesetzes mit *Bach* ohne zureichenden Grund gegen die Auctorität des *Theophylus* und selbst des *Fr. 1. pr. XIV. 6.* von einem *Wucherer* dieses Namens hergeleitet. — §. 515 stellt der Herr Verf. den Literal-Contract noch immer *als Contract* dar, ohne auch nur der entgegengesetzten sehr wahrscheinlichen Meinung *Langsdorfs* zu erwähnen. — In den §§. 525—529 wird von der Gewährleistung bey Gelegenheit des Kauf-Contracts gehandelt; worüber wir mit dem Verf. nicht rechten wollen, und nur wünschen, daß die *Eviction* nicht (§. 525) als eine *ablatio rei* definirt würde, indem schon *Höpfner* (*Commentar über die Institutionen §. 960*) die Falschheit dieser Erklärung gerügt hat. — Die ganz allgemeinen Worte des §. 520 a. E.: *Tandem et in his, quae pondere, numero, mensura constant, non aliter videtur perfecta venditio, quam si ad mensa, ad pensa, ad numerata sint*, gehen offenbar nur auf die *emptio ad mensuram*, nicht auf die *emptio per aversionem*, wie auch das citirte *Fr. 35. §. 1. XVIII. 1.* ausdrücklich sagt. — Eine rühmliche Erwähnung verdient die schöne und reichhaltige Bearbeitung des *Mieth-Contracts* (§§. 533—554), besonders über den Gegenstand der *locati-*

tio operarum. — Die §. 560 vorkommende Erklärung des Bevollmächtigungs - Contracts: Mandatum (est) c. c., quo alter negotii sui gerendi transfert facultatem, alter negotium gratis gerendum suscipit — ist zu eng, weil die zu führenden Geschäfte auch einen Dritten betreffen können. §§. 3 und 5 J. III. 27. — Ferner fehlt (§. 566) unter den Erlösungsarten des Mandats der Widerruf des Machtgebers. — In den §§. 568 u. 569 wird die Eintheilung der Contracte in benannte und unbenannte nicht bloß auf die Real-Contracte eingeschränkt, sondern auf alle überhaupt bezogen. Rec. ist aber noch immer der Meinung, daß die entgegengesetzte neuere Ansicht dem römischen Rechts-Systeme gemäßer sey, da alle unbenannten Contracte erst durch die Erfüllung eines Theiles zu Contracten werden, also alle wirklich Real-Contracte sind. — §. 585 wird gesagt: Contractus stricti juris, ob verborum solemnium reverentiam apud Romanos eousque valuerunt, ut subsisterent, licet dolus obrepsisset alteri, licet vis injusta alterum oppressisset. — Der dem angeführten Rechts-satze beygefügte Grund ist ohne Zweifel unzureichend, weil unser Verf. nicht bloß die Stipulation (§§. 469 u. 478) als einen contractus stricti juris betrachtet. — Unter die Erlösungsarten der Obligationen (§§. 600—613) wird der Vergleich, als eine renunciatio creditoris onerosa, eingereiht, und, wie es scheint, mit Grund die von Schmalz und Konopak aufgestellte Behauptung, dieser Vertrag sey ein pactum legitimum, verworfen, dagegen mangelt der Concurs lucrativer Erwerbgründe ganz. — In der Theorie der sogenannten Quasi-Contracte (§§. 614—632) wird ganz schicklich nach Günthers Beispiele die actio finium regundorum (§. 621) abgehandelt, da sich für selbe nicht leicht ein besserer Platz finden läßt; man müßte sie denn mit der Eigenthumsklage verbinden, oder das Actionen - Recht ganz abgesondert darstellen. — Über die L. Rhodia finden sich nur gelegentlich (§. 628) die Worte: Actio, quae ex jactu navis levandae causa facto descendit, ad societatem spectat, locationemve conductionem. Das nicht reine Sachenrecht (§§. 632—649) enthält fünf Lehrstücke. (I. Generatim de dominio, cui subsunt mancipia. II. Scorsim de servis vendundis. III. Servitutes rerum in mancipia transductae. IV. Rerum universitates, ex jure personarum natae, sive peculia cum servorum, tum filiorum familias. V. Obligationum doctrina quales induat modos ex jure personarum.) Rec. glaubt, man hätte dasselbe ganz ersparen, und die drey ersten Lehrstücke oben bey der Slaverrey und den Sachendienstbarkeiten, die zwey letzteren aber unten im Familien-Rechte abhandeln können.

Das Familien-Recht theilt sich in vier Haupt-

stücke (I. De matrimonii jure universo. II. De artificiiis legitimis construendae ampliandaeve familiae. III. De familia rite constitutae regimine. IV. De vicaria fide, patrio regimini quandoque subroganda; sive de tutelis atque curis). Die Entwicklung des ehelichen Verhältnisses (§§. 650—698) ist zu den interessantesten im ganzen Werke zu rechnen, zumal wegen der häufig eingestreuten antiquarischen Notizen, wozu auch überall die vorzüglichsten Belege angeführt werden. — In der Materie von der Adoption (§§. 699—715) ist der Begriff derselben (§. 699) Adoptio est actus, quo pater familias extraneum aliquem in patriam legitime recipit potestatem, zu eng, da die sogenannte adoptio minus plena davon ausgeschlossen wäre. Auffallend ist es auch, daß (§. 701) die gesetzliche Anordnung, der Arrogator müsse das sechzigste Jahr zurückgelegt haben, auf jede Adoption ausgedehnt wird. Die historische Untersuchung (§. 736) ob die L. Julia und Titia nur ein oder zwey verschiedene Gesetze waren, hat Rec. mit Vergnügen gelesen, und kann dem über beyde streitende Parteyen gefällten Urtheile seinen Beyfall nicht versagen. — §. 757 wird bey der uneigentlichen Curatel hier, so wie in andern Lehrbüchern, welche sich auf reines römisches Recht einschränken, die cura absentis übergangen, somit stillschweigend vorausgesetzt, daß sie kein Product der römischen sondern der neueren deutschen Gesetzgebung sey. Nichts desto weniger muß Rec. zufolge des Fr. 22 §. 1. XLII. 5.: Sed si bonis curator datus sit vel absentis etc. der entgegengesetzten Meinung beypflichten. — Die Vermuthung (§. 771) über den Ursprung des Namens der actio (de rationibus distrahendis ist wenigstens viel wahrscheinlicher, als die ältere von Bynkershök, die der Verf. mit Grund verwirft.

Der Styl ist rein, und an vielen Orten classisch. Auch hat Rec. ausser den verzeichneten nur wenige Druckfehler bemerkt. So lese man z. B. S. 172 Z. 2 v. unten brevi manu §. 233 statt §. 232. — S. 237 Z. 13 videatur §. 87 N. II. st. §. 86 N. II. — S. 279 Z. 10 v. u. nullum habent intellectum für nullam habent intellectum. — S. 350 Z. 20 Inst. d. r. R. Halle 1807. §. 476 st. §. 407. — S. 421 Z. 9 v. u. cum pupilla für cum pupillo.

K.

Medicinische Volksschrift.

Vorläufiger aus der Erfahrung geschöpfter Unterricht, den innerlichen und äußerlichen Gebrauch des Tazmannsdorfer Mineralwassers betreffend, zum Nutzen derjenigen, die Hül-

fe und Heil an diesem Kurorte suchen wollen. Verfaßt und herausgegeben von *Joh. Zehm*, Bad- und Brunnenarzt zu Tazmannsdorf etc. etc. Auf Kosten des Verfassers. *Steinamanger*, gedruckt mit *Perger'schen* Schriften. 1813. 138 Seiten, in 8.

Zufall spielte dem Recensenten dieses hier angezeigte Werkchen, das er als eine Probeschrift betrachtet, in die Hände. Bloße Neugierde des Recn., einen Unterricht über den Gebrauch eines eisenhaltigen luftsauren Wassers zu finden, dessen Quellen in einer an Oesterreich und Steyermark angrenzenden Provinz Ungarns sich zeigen, und über welche öffentlich noch gar nichts zur Sprache gekommen ist, rettete diese Schrift, daß sie nicht gleichgültig auf die Seite gelegt wurde. Es wimmelt von so viel Brunnenschriften, und so wenige sind auserwählt. Wahrhaft überraschend war daher dem Recn. diese erste Kunde, welche das Publikum von diesen Gesundheitsquellen erhält, nicht sowohl durch die angeführten heilsamen Wirkungen dieses mineralischen Wassers, als durch die bedeutenden praktischen Erfahrungen und medicinischen Behauptungen, die zum Theil neu, zum Theil ganz originell und wichtig sind. Dieser vorläufige Unterricht ist für Bad- und Brunnengäste, und für manche an einer chronischen Krankheit leidende wirklich instructiv, kunstlos, faßlich und nützlich vorgetragen, so sehr er übrigens die Merkmale einer höchst flüchtigen Bearbeitung an sich trägt. Durch das ganze Werkchen spricht reger Eifer und lobenswerther Enthusiasmus für das allgemeine Gesundheitswohl, der so sehr den Districtsärzten, besonders in Ungern, zu wünschen wäre. Gleich in der Vorrede äußert der Verf. die Tendenz *Tazmannsdorf* in Ruf zu bringen, und seinem mineralischen Wasser Zutrauen bey dem Publikum zu verschaffen. In letzterer Hinsicht bedauern wir mit dem Verfasser S. 112, daß er mit den Physicis seines Comitats während der Verfassung dieser Schrift zu sprechen nicht Mulse und Gelegenheit hatte; denn es ist billigerweise zu fordern, daß Provinzial-, Kreis-, Comitats- oder Districts-Ärzte, welche 20 Jahre in der nämlichen Gegend ihre Kunst ausüben, diesen Kurort nicht ohne genaue Beobachtung besucht, und die Wirkungen dieses mineralischen Wassers bey ihren Kranken als bedeutende Erfahrungen aufbewahrt haben. Med. topograph. Beschreibungen der Gegend, und genaue chemische Untersuchungen der Wässer sind ja ohnehin die Pflicht des als Physicus angestellten Arztes.

Bemerkenswerth ist für denkende Ärzte, was der Verfasser über die *verborgene Gicht*, und über

die *kämpfischen Infarcten* sagt. Wirklich leiden jene, mit versteckter Gicht geplagte, meistens an sehr träger Stuhlentleerung, an Blähungen, an Hämorrhoidalbeschwerden etc. Klystiere verschaffen ihnen große Erleichterung, weil sie, sobald sie nicht täglich Stuhlentleerung haben, sich beschwert, übel, wenigstens unbehaglich und mislaunlich fühlen. *Kämpf* und hundert andere Ärzte mögen wohl öfters die versteckte Gicht oder einen Rheumatismus dieses oder jenes Eingeweides, z. B. der Leber, für Anschoppungen und Verhärtung angeklagt haben. *Hippokrates* klagte schon, daß diejenigen, welche sowohl an hitzigen als *langwierigen* Krankheiten starben, den Keim zum Tode im Unterleibe getragen hätten. Diefes war das Resultat, welches er aus seinen vielen Beobachtungen zog etc. Vielen seiner Nachfolger hat sein wahrer Orakelspruch in so weit eingeleuchtet, daß sie wenigstens auf Verstopfungen der Leber, des Gekröses, der Milz u. s. w. aufmerksam wurden; noch mehr aber wegen einer zuverlässigen Kur dieses hartnäckigen Übels in Verlegenheit waren. Der Verf. hat über diese Materie viel Scharfsinn geoffenbart.

Recensent ist ferner überzeugt, daß die meisten Verfasser der für Nichtärzte geschriebenen medicinischen Bücher, von falschen Begriffen über populäre Arzneykunde ausgegangen sind. Der Verfasser dieser Brunnenschrift hat *in nuce* dem nichtärztlichen Publikum durch die *Winke und Warnungen zur Bewahrung der Gesundheit, zur Wahl der Aerzte, und dem Betragen gegen sie* etc., welche er in den nachfolgenden Noten seinen Lesern mittheilt, einen hundertmal größern Nutzen geleistet, als alle die Krankheitsbeschreibungen in manchen populären medicinischen Schriften, sammt allen Recepten, nicht leisten — nie leisten können! Daß der Leye als unvorbereiteter Nichtkenner höchst selten die Krankheit, über welche er Belehrung und die Kur-Methode in diesem oder jenem med. populären Buche sucht, aus dem rechten und wahren Gesichtspuncte betrachtet, und daher die unrichten Recepte wählt, weiß Recensent leider aus vielfältiger Erfahrung. Dadurch gehen dann Zeit und schickliche Gelegenheit zur Wiederherstellung des Kranken für den Arzt verloren, da es der Leye nur zu spät einsieht, daß die Probe unglücklich ausgefallen ist. Der Leye verliert alles Zutrauen und alle Achtung gegen die Kunst und die Ärzte. Fällt die Probe — Kur glücklich aus, was oft auf das Geradewohl seyn kann, so spiegelt sich der Leye die Ausübung der Arzneykunst ganz leicht vor, und mordet dann um so öfter. Die glücklich ausgefallene Kur-Probe wird dann ohne Unterschied, in ähnlichen und doch im wesentlichen sehr differirenden Fällen,

angepriesen, und auf diese Weise wieder manche Mordthat veranlaßt. Und wie selten kommen die Urtheile der Menschen aus Ergründung der Sache!

Recensent schließt mit dem Wunsche, daß der Verfasser, welcher so viel Belesenheit und Fähigkeit zeigte, das Publikum mit einer vollkommenen systematischen Brunnenschrift von *Tazmannsdorf* beschenken möchte, und daß das dem Grundherrn dieses Kurortes so ausschweifend ertheilte Lob am rechten Orte angebracht sey! Dann wird die Menschheit dankend ihn mit dem Verfasser in die Reihe ihrer Edlen setzen! Die Titulaturen dürften kürzer und männlicher ausgefallen seyn, und der Druckort, *Steinamanger*, der groben und häufigen Druckfehler wegen, in Zukunft verändert werden. Der größte erscheint Seite 23 ganz unten in der letzten Zeile, wo statt *Ursachen* das Wort *Folgen* zu setzen ist.

Das Werkchen ist einer der ausgezeichnetsten Hofdamen, der Obristhofmeisterinn bey Ihrer Majestät der Kaiserinn von Oesterreich, Gräfinn von *Althann* gewidmet.

λγς.

Philologie.

Hebräisches Lesebuch von *Wilhelm Gesenius*. —

Auch unter dem Titel: *Hebräisches Elementarbuch*. Zweyter Theil. Halle, in der *Rengerschen* Buchhandlung 1814. 11 Bogen. kl. 8.

Wenn dem Herrn *Gesenius*, wie er in der Vorrede sagt, die *Einwendungen*, die man gegen die *biblischen Chrestomathien* macht, nicht unbekannt sind: so muß er sie doch nie reif abgewogen haben, wenn er sich entschliessen konnte, ein solches biblisches Lesebuch herauszugeben. Die *Hindernisse*, die dem Schulunterrichte in der *hebräischen Sprache* ohne ein solches Buch entgegen stehen sollen, sind nichts weniger, als, wie Hr. *Gesenius* sagt, *unübersteiglich*, sondern durch ernstliche Anforderungen des Lehrers an die Zuhörer, nicht schwer zu beyseitigen; denn sie beruhen theils auf Mißverständnis, und größtentheils nur auf einem äußerlichen Schein. So ist es, wenn man sagt, *manche Zuhörer können sich nicht die ganze Bibel und ein vollständiges hebräisches Wörterbuch anschaffen*; denn durch die *Chrestomathie* wird nichts erspart, sondern die Auslage nur vermehrt, indem sich solche Zuhörer zuerst das *Lesebuch*, und hernach doch noch die *ganze Bibel* und ein vollständiges *Lexikon* anschaffen müssen, wenn sie anders nicht bey den, im Vergleich mit der ganzen *Bibel*, nur wenigen und kurzen

Stücken ihrer *Chrestomathie* auf immer stehen bleiben wollen. Die *hebräische Sprache* soll aber doch wohl nicht gelernt werden, um es bey den in der Schule erklärten Stellen bewenden zu lassen, und der Theologe, dem es um Gründlichkeit der Religionsgelehrsamkeit zu thun ist, kann auch hiermit nicht einmal durch den theologischen Lehrkurs, vielweniger weiterhin auslangen; denn er hört doch wohl nach der Zeit ein exegetisches Collegium über das eine oder über das andere Buch der h. Schrift, und wenn auch vielleicht dieses vernachlässigt werden sollte, so hört er doch in den dogmatischen Collegien manche Stellen in der Grundsprache anführen, die er in seiner *Bibel* nachschlagen und prüfen muß; wie kann er nun dieses, wenn er keine *Bibel* besitzt? Hierzu kommt noch der Nachtheil, daß auch die Zuhörer, welchen die Mittel nicht mangeln, (wie sie gewis denen, welchen es Ernst ist, kaum jemals wirklich ganz mangeln) sich mit der *Chrestomathie* begnügen, und dann entweder, als ob sie nun alles gethan hätten, das Studium der *hebräischen Sprache* bey Seite legen, oder, wenn sie einsehen, wie viel noch fehlt, neue Auslagen auf eine *Bibel* und auf ein *Lexikon* machen müssen. Herr *Gesenius* sagt zwar, daß sich Anfänger in ein vollständiges *Lexikon* wegen der Menge der Bedeutungen von einerley Wörtern, nicht zu finden wissen: allein, diese Menge der Bedeutungen findet sich doch bey weitem nicht in allen Wörtern, und wo sie wirklich Statt findet, da muß sogleich der Anfänger unter der Leitung des Lehrers lernen, wie die Wahl der Bedeutung nach dem Zusammenhange und dem Gegenstande der Rede zu treffen sey, die auch in der That so schwer nicht ist; sie bedarf weiter nichts als Aufmerksamkeit, zu welcher der Anfänger sogleich gewöhnet werden muß. Man sollte sich doch den Zuhörer nicht als einen Menschen ohne Urtheilskraft, oder als der Aufmerksamkeit unfähig vorstellen. Indessen kann selbst der Aufwand vermindert werden, wenn eine wohlfeile *Bibelaufgabe*, und ein, zwar vollständiges, aber kurzes *Lexikon*, wie jenes *hebräisch-lateinische* des *Moser*, und das *hebräisch-deutsche* des *Schulz*, nur, wie sich von selbst versteht, beyde um vieles verbessert, veranstaltet wird, welches der Theologe auch fernerhin immerfort nebenbey gebrauchen kann. Doch Recensent denkt, daß auch dieses nicht schlechterdings nothwendig ist; denn eine vollständige *Bibel* und ein ausreichendes *Lexikon* soll doch jeder haben, welcher die *hebräische Sprache* nicht ohne Absicht, sondern zum künftigen Gebrauche lernen will. Wer sich diese Bücher nicht anschaffen will oder kann, an den ist eben nichts verloren, indem er es auch aus einer *Chrestomathie* doch nicht

so weit als nöthig ist, hätte bringen können, um hernach fortzukommen, zumal wenn er exegetische Collegien hören, und die andern Fächer der Theologie nicht obenhin durchlaufen will, wo er denn doch eine Bibel und ein Lexikon nöthig hat. Hieraus erhellet deutlich, daß die Zuhörer, denen es um die Erlernung der hebräischen Sprache Ernst ist, durch eine biblische Chrestomathie nicht nur nichts gewinnen, sondern auch noch den für die Chrestomathie ausgelegten Preis verlieren; an den übrigen aber, welche die hebräische Sprache nicht zur gelehrten Kenntniß der Religion benutzen, sondern etwa nur durch einige interpretirte Stellen sich einen Flitterstaat von Halbgelehrsamkeit verschaffen wollen, kann unmöglich so viel gelegen seyn, daß ihnen zu gefallen jenen edleren emporstrebenden Anfängern die Unkosten vermehrt werden sollen. Doch dieses sey nur zur Widerlegung der Gründe für biblische Chrestomathien gesagt; die tiefer eingreifenden Nachtheile derselben wollen wir nun auseinander setzen.

Jeder Lehrer wird aus der Erfahrung wissen, daß sowohl die Lebhaftigkeit des Vortrags, als die Aufmerksamkeit der Zuhörer, von Jahr zu Jahr abnimmt, wenn alle Jahre hindurch immer einerley Stücke der Bibel erklärt werden, welches bey einer biblischen Chrestomathie unvermeidlich ist. Und doch kommt auf einen lebhaften Vortrag und auf die gespannte Aufmerksamkeit der Zuhörer sehr vieles an. Eben darum sollten die Chrestomathien aus den verwandten Mundarten, bey welchen sie nicht vermieden werden können, und so zu sagen, ein *malum necessarium* sind, immer so reichhaltig seyn, daß sie zur jährlichen Abwechslung der zu erklärenden Stücke, wenigstens auf drey Jahre hinreichen. Verfäbrt man anders, so kommt noch das Übel hinzu, daß die Zuhörer die Schriften von den Zuhörern des vorgehenden Jahres borgen, die nicht ohne Fehler sind, welche durch falsches Lesen einer fremden Handschrift noch um vieles vermehrt werden. Die Aufmerksamkeit auf den Vortrag wird bey dem Besitze solcher erborgten Schriften noch schlaffer, und viele bemerken es nicht einmal, wenn etwas neues, ein Zusatz, oder eine Verbesserung vorgetragen wird. Dieß ist doch weit ärger, als wenn die Zuhörer,

wie Hr. Gesenius in der Vorrede sagt, *eine abgenutzte Clavis oder janua in die Hände bekommen*, welches aber auch durch den Lehrer leicht verhindert oder eingestellt werden kann. Es ist also nirgends ein Vortheil abzusehen, der einen Lehrer der hebräischen Sprache bestimmen könnte, eine biblische Chrestomathie zu gebrauchen, die das Studium der Sprache auf keine Art befördern kann, sondern im Gegentheil mannigfaltig hindern muß, auch den Aufwand nicht vermindert, sondern im Gegentheil vermehret; es müßte nur seyn, daß jemand bloß einige wenig bedeutende Zuhörer, die nichts gründlich studieren wollen, mehr haben wollte.

Wir haben hiermit unser unbefangenes Urtheil, nicht gegen Hrn. Gesenius, sondern gegen alle biblische Chrestomathien ohne Rückhalt freymüthig ausgesprochen, vorzüglich in der Absicht, um, wo möglich, die Nachahmung dieses Beispiels zu verhindern, oder wenigstens zu vermindern, und so das Studium der hebräischen Sprache in seinem guten Gange, welchen es seit vielen Jahren gehalten hat, nicht zu hemmen, sondern so viel möglich zu befördern. Wir müssen aber doch auch noch hinzusetzen, daß, wenn auch Chrestomathien in den verwandten Mundarten nothwendig sind, sie doch gar nicht ganz so, wie die vorliegende biblische, einzurichten sind, in welcher zwar die Stücke ganz gut gewählt worden, aber die Anmerkungen, die, um die Erwartung, Aufmerksamkeit und Lebhaftigkeit des Gedächtnisses der Zuhörer zu erhalten, immer dem mündlichen Vortrage überlassen bleiben sollten, zu viel Platz wegnehmen. Auch ist das *Vocabularium* zu mager, indem es nur die in dieser Chrestomathie vorkommenden Bedeutungen der Wörter enthält, wodurch der Anfänger leicht zu der irrigen Meinung verleitet wird, daß die Wörter weiter keine andere Bedeutung haben; ein sehr schädliches Vorurtheil. Hierzu kommt noch, daß die Conjugationen, auch die irregulären, nicht nach ihrer Form angegeben sind, welches doch für Anfänger nothwendig ist. — Nach allem, was wir bisher gesagt haben, wird niemand erwarten, daß wir den Inhalt dieses Lesebuchs angeben sollen.

Paulus Matthäus Schmidt.

Allgemeine Literaturzeitung.

N^{ro}. 38.

Freitag, den 13. May

1814.

Theologie.

Analekten für das Studium der exegetischen und systematischen Theologie, herausgegeben von Dr. Carl August Gottlieb Keil, und Dr. Heinrich Gottlieb Tzschirner, Professoren der Theologie auf der Universität zu Leipzig. Zweytes Stück 14 $\frac{1}{2}$ Bogen in 8. Leipzig 1813, bey Johann Ambros Barth.

Dieses zweyte Stück der *Analekten* ist etwas gehaltreicher als das erste, welches in unseren Blättern von einem anderen Recensenten ist angezeigt worden. Zwar ist hier auch nicht alles von gleichem Gehalt, welches ohnehin niemand erwarten kann; doch ist alles lesenswerth, und einige Abhandlungen zeichnen sich vortheilhaft aus. Wir wollen den Inhalt angeben, und unsere Bemerkungen beyfügen.

I. Seite 1—42. *Beyträge zur Erläuterung der Weissagungen des Propheten Jesaias*, von Dr. Johann Friedrich Schleusner, welcher in der Vorrede diese Bemerkungen seyn eine Frucht der von 1783 an öfters wiederholten Vorlesungen über diesen Propheten; es scheint aber, daß Hr. Schl. dieselben schon seit mehreren Jahren unterlassen, oder in den letzteren Jahren in seinen Schriften nichts nachgetragen, und erst jetzt bey der Herausgabe nur hier und da das Wörterbuch des Gesenius verglichen hat; denn andere neuere Schriften werden nicht angeführt. Auf *Dathe* wird am häufigsten Rücksicht genommen, sonst noch auf *Lowth*, *Koppe*, *Bochart*, *Oedmann*, *Michaelis*, *Simonis* u. s. w.; dagegen *Rosenmüllers* Scholien 1791, und zweyte Ausgabe 1810 sind nirgends erwähnt. Ist dieß nicht ein Beweis, daß diese Bemerkungen eine ältere Arbeit sind? Einige derselben sind neu und treffend; der größte Theil aber ist entweder von keiner großen Bedeutung, oder nicht hinreichend bewiesen, oder ganz

Fünftes Heft.

unzulässig. Von den vorgeschlagenen Veränderungen des Textes werden nur wenige Beyfall finden. Neu ist Jes. 11, 15. die Vergleichung von קָרָדִים mit קָרָדִים *fidit, dirupit*, welches sich zur Scheidung des arabischen Meerbusens bey dem Durchzuge der Hebräer, sehr gut schicket. Daß Jes. 8, 21. die letzten Worte: וּפְנֵה לְמַעְלָה zu dem folgenden Verse gehören, ist richtig, aber nicht neu. Dagegen ist Jes. 9, 2. לֵךְ gewiß nicht, wie Herr Schleusner meint, die unrichtige, sondern die richtige Leseart, und אֵל ein, aus dem Gehöre entstandener Schreibfehler, indem es sich zu der sogleich folgenden Freude nicht schicket; was Hr. Schl. vorschlägt, ist zu weit hergeholt. Bey Jes. 16, 2. wird als Beleg die arabische Übersetzung angeführt; aber die von Saadias hält es mit dem hebräischen Texte; also doch wohl die in der *Londner Polyglotte*; allein diese ist nicht aus dem hebräischen Texte, sondern aus der alexandrini-schen Übersetzung geflossen, und kann also nichts beweisen. Bey der Fortsetzung dieser Bemerkungen dürfte Hr. Schl. strenger in der Wahl seyn, und manches minder Bedeutende zurückweisen, auch wohl seine Arbeit mit den Neueren vergleichen.

II. S. 45—94. *Immanuel. Parallele zwischen Jes. 7 und Matth. 1. mit kritischen und exegetischen Bemerkungen von M. Joh. Gottlieb Pluschke*, welcher im Eingang mehrere solche Abhandlungen verspricht, um die im N. T. citirten Stellen des A. T. einer neuen Recognition zu unterwerfen. Diese werden, nach der vorliegenden Probe sehr willkommen seyn, besonders wenn der Hr. Verf. nicht so weit ausholen, und sich um sehr vieles kürzer fassen wird; wozu sollen Sachen angeführt werden, die ohnehin den Lesern bekannt, und dabey manchmal so unbedeutend sind? So hätte, was S. 45—55 gesagt wird, auf eine oder zwey Seiten zusammengezogen, und auch das Folgende weit kürzer dargestellt werden können und sollen, zumal da ohnehin hier und da man-

ches Unrichtige eingemengt worden. Der Inhalt ist kurz dieser: **עַלְמָה** Jes. 7. 14. kann zwar auch eine Jungfer bedeuten, (so wie unser deutsches Mädchen), aber der Begriff der reinen Jungferschaft liegt nicht in diesem Worte, wozu hinreichend ist, Sprüchw. 30. 9. zu lesen; der wahre, durch den Sprachgebrauch erwiesene Begriff ist, eine männbare Frauensperson, sie mag Jungfer seyn oder nicht, wie **אַלְמוּנָה** *adolescentula*, von **אָלַם** *coëundi cupidus fuit*, (diese Bedeutung folget auch aus dem männlichen **אַלַם**, und **עַלְמָה** 1. Sam.

17. 56. 20. 22. *adolescens*). Der Herr Verfasser hat noch manches angeführt, welches nichts beweiset; dafür hätte er aber anführen können, das eine jungfräuliche Geburt kein Zeichen der Versicherung seyn kann; denn ein Zeichen muß jedermann in die Augen fallen, indessen von einer solchen Geburt nur allein die Jungfer selbst wissen kann. Richtig aber bemerkt Hr. Pluschke, das die Hebräer für den Begriff *Jungfer*, ein ganz anderes Wort haben, da doch die Sprachen überhaupt in den Namen der Jungfern nicht reich zu seyn pflegen. Dieses ist **בְּתוּלָה**, welches 1. M. 24. 16. durch den Beysatz erklärt wird, kein Mann habe ihr beygewohnt; und eben so wird es auch 2. M. 22. 15. 3. M. 21. 13. durch die Gegensätze auf eine eigentliche Jungfer bestimmt; denn obgleich auch dieses Wort Joel 1. 8. Ezech. 23. 58. weitläufiger gebraucht wird, so ist doch die eigentliche Bedeutung eine Jungfer, daher **בְּתוּלִים** *Jungferschaft*,

und auch *der Beweis* oder *die Zeichen der Jungferschaft*, Richt. 11. 37. 3. M. 21. 13. 5. M. 22. 14. 16. 17. 20. Klagelied. 1. 4.; und eben darum wird **בְּתוּלָה** auch auf die Städte, die nie erobert worden, übertragen; dagegen wird **עַלְמָה** in keiner der sechs Stellen, in welchen es vorkommt (1. M. 24. 43. 2. M. 2. 8. Spr. 30. 19. Ps. 68. 26. Hohel. 1. 3. 6. 8.) durch den Zusammenhang oder durch einen erklärenden Zusatz auf eine wirkliche Jungfer bestimmt. Schon der Jude Tryphon hat daher in dem Dialoge Justins ganz richtig behauptet, das Jes. 7. 14. nicht *ἡ παρθενος* (**הַבְּתוּלָה**), *virgo*, sondern *ἡ νεάνις* (**הַעַלְמָה**), *adolescentula*, steht.

Der Hr. Verf. behauptet übrigens ganz richtig, das **הַעַלְמָה** mit dem Artikel, eine bestimmte Person (Rec. setzt hinzu, eine gegenwärtige, auf welche der Prophet hinwies) gemeint, und zwar die junge Gemalinn des Propheten (dies können wir Hr. Pluschke nicht nachsprechen.) zu verstehen ist, welche durch den Beyschlaf schwanger werden,

und einen Sohn gebären werde. Auf die Frage, woher der Prophet wufste, das es kein Mädchen, sondern ein Sohn seyn werde, (wir setzen hinzu, auch das der Beyschlaf oder die Beyschläfe fruchtbar seyn werden) antwortet der Herr Verf., der Prophet möge es im Vertrauen auf Gott so vermuthet haben. Wie es scheint, scheuet sich der Hr. Verf., wegen des wunderscheuen Zeitalters geradezu zu bekennen, Jesaias habe Offenbarungen Gottes erhalten; dies war nicht nöthig, die Zahl der nicht wunderscheuen Theologen, übersteigt noch immer sehr weit die Wunderscheuen. — Hr. Pluschke wendet nun dieses auf Matth. 1. 22—23 an, und meint, einige gelehrte Juden hätten schon vor Jesu, Jes. 7. 14. von der Geburt des Messias erklärt, und dieses hätte den Evangelisten Matthäus verleitet, diesen Gebrauch von der Stelle Jes. 7. 14. zu machen. Hierin können wir ihm nur halb beystimmen. Es ist höchst unwahrscheinlich, das Jes. 7. 14. vor den Aposteln auf die Geburt des Messias bezogen worden; der Zusammenhang und Gegenstand der Rede Jes. 7., geht ganz auf die Zeiten und Umstände des Königs Ahas; dies ist so deutlich, das es einem Juden nicht einfallen konnte, die Stelle auf andere Zeiten, auf die einstmalige Geburt des Messias zu beziehen, und sollte es ja von einigen geschehen seyn, so wäre diese Seltenheit dem Zöllner Matthäus gewis nicht bekannt geworden; dieser führte demnach die Stelle blofs wegen der Ähnlichkeit der Ausdrücke an, welches bey den Juden sehr gewöhnlich ist. Die Citirformel: *das alles ist geschehen, damit erfüllet würde*, Matth. 1. 22., muß eben so wenig gepresset werden, als die ähnliche Matth. 8. 17., wo Jes. 53 ebenfalls in einem andern Sinne, blofs wegen der Ähnlichkeit der Wörter, mit eben dieser Formel angewendet wird. Übrigens ist diese zu weitschweifige Abhandlung gegen Rosenmüller gerichtet, der in der zweyten umgearbeiteten Ausgabe seiner Scholien in Jesaias, behauptet, die Hebräer hätten geglaubt, es werde einstens eine jungfräuliche Geburt erfolgen, und Jesaias sage K. 7. 14., das sie eben damals erfolgen werde; der Prophet habe sich aber geirret, wie denn jetzt, die seyn sollende Irrthümer der Propheten aufzudecken, unter einer Art von Auslegern zur Mode geworden ist. Hr. Pluschke macht hiervon, vermuthlich aus Bescheidenheit, keine Meldung, wodurch aber seine Abhandlung vieles an Kraft und Stärke verloren hat. Er hätte, ohne die Bescheidenheit zu beleidigen, immerhin geradezu sagen können, es mangle an allen haltbaren Beweisen, das die Hebräer jemals eine jungfräuliche Geburt erwartet haben, und das alles, was Hr. Rosenmüller von Griechen und Indianern hierüber anführet, viel zu weit hergeholt ist, wenn es auch

ganz ähnlich wäre, welches doch nicht ist. Von den Hebräern war eine solche Hoffnung zu beweisen, wofür Hr. Rosenmüller nichts anführen konnte. Die Leutseligkeit des Hrn. Rosenmüller ist so bekannt, daß er dieses alles Hrn. Pluschke nicht übel genommen hätte.

III. S. 95—146. *Philo's Ideen über Unsterblichkeit, Auferstehung und Vergeltung. Ein historisch-kritischer Beytrag zur Religionsphilosophie, von M. Joh. Christoph Schreiter.* Ein eben so lesenswürdiger Aufsatz als der im I. Stück Seite 102—152 von eben diesem Verfasser über die Frage, wer die Gegner des Philo seyn, wo erwiesen worden, daß Philo die Pharisäer, die er auf seinen Reisen nach Jerusalem zu den Festtagen, kennen gelernt, bestreitet; hier aber zeigt Hr. Schreiter eben so gründlich, daß Philo auch die Sadducäer bekämpft. Der Hr. Verf., der mit Philo sehr bekannt ist, beweiset aus vielen deutlichen Stellen, daß Philo eben dieselben Irrthümer bey einer gewissen Gattung von Menschen voraussetzt und widerleget, welche von Josephus und im N. T. Matth. 22, 23—33. Mark. 12, 18—28. Luk. 20, 27—38. Ap. Gesch. 23, 8. den Sadducäern beygelegt worden. Durch diese gelehrte Untersuchung der Schriften des Philo wird dasjenige aufser Zweifel gesetzt, was schon manche Interpreten bey den angeführten Stellen, und auch bey 1. Kor. 15, 1—34 angemerkt haben, daß die Sadducäer nicht bloß die Auferstehung des Leibes, sondern auch die Unsterblichkeit der Seele geläugnet haben. Aus 1. Kor. 15, 1—34 ergibt sich deutlich, daß sie behaupteten, die Seele sey eine Eigenschaft des Körpers, und könne bey der Auflösung des Körpers unmöglich fortleben, indem sie bloß in der Zusammensetzung des Körpers bestehe; merket man 1. Kor. 15. auf diese Behauptung der Gegner, so wird man finden, daß die Beweise und Schlüsse Pauli nicht, wie einige meinen, unzureichend sind, sondern die Sadducäer richtig und befriedigend widerlegen. Rec. hat einen Auszug aus dieser schönen Abhandlung, welche Hochachtung gegen Philo einflößt, gemacht, aber ihn hieher zu setzen, würde zu vielen Raum wegnehmen; er muß sich also begnügen, nur die Übersicht, welche Hr. Scheiter am Ende S. 139—140 selbst gibt, hieher zu übertragen: „vergleiche ich nun, daß hier Philo geflissentlich 1. auf die Verschiedenheit der Seele vom Körper, und 2. auf ihre Immaterialität und Fortdauer mit Bewußtseyn, polemisirend hinweist; 3. einen engen und vergeltenden Zusammenhang des künftigen Lebens mit dem gegenwärtigen, in unverkennbar polemisirender Beziehung, statuirt; 4. bestiumt von einer Wiederbelebung und Auferstehung zu höherer, geistiger Vollkommenheit spricht; 5. eine ewi-

ge Fortdauer sowohl von Strafen als Belohnungen, folglich eine ewige Vergeltung jenseits des Grabes annimmt; und endlich 6. von einer Hölle spricht, allein dieselbe, nach Abstreifung des Crassen der gewöhnlichen Vorstellung, in die moralische Verwerflichkeit und Schädlichkeit der Gesinnungs- und Handlungsweise selbst setzt, diese Punkte aber alle, — den letzten 6. ausgenommen, wo jedoch nicht die Sache wegen 3. und 4. geläugnet, sondern nur die Natur derselben näher modificirt wird, — die Lügner der Unsterblichkeit und Vergeltung in Anspruch nehmen, Philo aber (ungeachtet alle Herausgeber desselben ihn einstimmig zum Pharisäer machen, nach der von mir im ersten Stück der Analecten zusammengestellten Polemik Philo's gegen dieselben, worin er anonym die theoretische und praktische Verwerflichkeit und Verworfenheit ihrer Grundsätze sowohl, als ihres sittlichen Verhaltens rüget) unmöglich, ein Pharisäer gewesen seyn kann: so folget, daß er in diesen Rügen solcher Menschen, welche die Unsterblichkeit und Vergeltung läugnen, nach seiner Art ebenfalls versteckt, die Sadducäer hat widerlegen wollen. Ist aber dies wahrscheinlich, ja moralisch gewiß, so werden Philo's Widerlegungen und Berichtigungen des Sadducäischen Glaubens in Absicht auf Unsterblichkeit und Vergeltung desto dringender, je weniger ihn der Verdacht trifft, daß er, wie Josephus, als Pharisäer oder Pharisäischgesinnter aus Vorliebe und Parteylichkeit für diese, den Sadducäern Unrecht zugefügt, und ihre Behauptungen entstellt hätte.“ Hr. Schreiter empfiehlt dann hiermit folgende Stellen des N. T. zu vergleichen, welche hieraus mehr Licht erhalten, nämlich Job. 11, 20. 5. 24. 14. 6. 6. 47. 1. Joh. 5, 12. 1. Kor. 4, 5. Matth. 12, 36—37. Rom. 2, 3—11. Philipp. 3, 18—19—20.

IV. S. 147—177. *Einige Bemerkungen über den Artikel δ, ἡ, τὸ im N. T. von M. Christian August Gottfr. Emmerling, Pfarrsubstituten in Probstheyda.* Der Hr. Verf. rüget im Eingange zwey Abwege, auf welche man bey dem Gebrauche der Profanscribenten zur Erklärung des N. T. gerathen ist: 1. daß man angenommen, die Schriftsteller des N. T., als geborne Judea, hätten mit den Ausdrücken immer einerley Gedanken mit den Profanscribenten verbunden, und 2. daß man einzelne Wörter, ursprüngliche Bedeutungen, Zusammensetzungen und auffallende Formen preßte, da doch die Schriftsteller des N. T. des Idioms nicht vollkommen mächtig waren, und die Sprache auch in verschiedenen Gegenden und Zeiten etwas anders beschaffen war; dieser Fehler war um so viel größer, da man in Absicht auf den Sprachgebrauch der Griechen noch nicht enig und im

Reinen war. Dieses wendet er nun auf den Gebrauch des Artikels an, und liefert einen gewissen nützlichen Beytrag zur Hermeneutik des N. T., indem er dasjenige, was Matthiä in seiner ausführlichen griechischen Grammatik 1807 vom Artikel lehrt, auf das N. T. überträgt, und mit lesenswürdigen Beyspielen belegt. Vielleicht wird mancher denken, dieß sey Kleinigkeiten; allein genaue Ausleger kennen die Wichtigkeit des Artikels und des verschiedenen Gebrauchs desselben gar wohl, und wer diese Bemerkungen gelesen hat, wird hiervon noch mehr überzeugt werden, zumahl da berühmte Ausleger, wie hier gezeigt wird, wegen zu geringer Kenntniß des Gebrauchs des griechischen Artikels, in manche Irrthümer gerathen sind.

V. S. 178—183. *Ueber das Reden mit Zungen unter den ersten Christen, von Ch. F. Böhme, Stiftsprediger in Altenburg.* Wie vieles über diesen Gegenstand in neueren Zeiten geschrieben, und welche gezwungene Künsteleyen verschwendet worden, um das Wunder auszumerzen, ist bekannt. Eine Revision der Acten wäre also ganz erwünscht; allein sie müßte tiefer eingreifen, als gegenwärtige Abhandlung. Hr. Böhme unterscheidet *λάλειν ἐτέραις γλώσσαις* Apost. Gesch. 2, 4., und *γλώσσαις καιναις λαλεῖν* Mark. 16, 17., von *γλώσσαις λαλεῖν*, weil jenes das unterscheidende Beywort habe, und von dem Redenden und von den Zuhörern verstanden wurde; dieses aber ohne Beywort vorkommt und nicht verstanden wurde. Auf diese Art hätte also auch noch *γλώσση λαλεῖν* 1. Kor. 14, 4. 9. 13. 19. 26. 27. unterschieden werden können, weil es in der Zahl von den Vorgehenden abgeht; allein Hrn. Böhme konnte nicht unbemerkt bleiben, daß 1. Kor. 14. der Plural immerfort mit dem Singular abwechselt, woraus aber offenbar folgt, daß auch die, von Hrn. Böhme angegebene Unterscheidung auf sehr lockern Grund ruhet, wie wir sogleich zeigen werden. Die Sache ist ohne Zweifel diese: Mark. 16, 17. verheißet Jesus den Aposteln, daß diejenigen, die auf ihre Ankündigung glauben werden, in neuen Sprachen, *γλώσσαις καιναις*, reden werden. Dieses wurde zuerst am nächsten Pfingstfeste an den Aposteln selbst und den übrigen Gläubigen erfüllet, und in der Erzählung Apost. Gesch. 2, 1—13. wird es V. 4. deutlich ausgedrückt, daß sie *ἐτέραις γλώσσαις* geredet, und V. 11 sind die Zuhörer aus allerley Nationen von verschiedenen Sprachen voll Erstaunen, daß sie insgesamt alle, dieselben die *Großthaten Gottes in ihren besonderen Sprachen preisen hörten.* Aus Apost. Gesch. 10, 44—46. erhellet, daß auch die Juden, die hernach glaubig wurden, Wundergaben und auch die Sprachgabe erhielten; daher verwunderten sich die Begleiter Petri, daß

diese Gabe auch den, bey Cornelius versammelten Unbeschnittenen zu Theil geworden, indem sie sie *γλώσσαις* redeten und Gott preisen hörten. Eben so heißt es Apost. Gesch. 19, 5—6., jene Johannesjünger haben nach der Taufe, durch die Händeauflegung Pauli den heiligen Geist erhalten, und *γλώσσαις* geredet und geweissagt. Paulus endlich 1. Kor. 12, 10. 28. 30. 13, 1. 8. und 14, 4—6. 9. 13—14. 18—19. 22—23. 26—27. 39. bedient sich von dieser Wundergabe bald der vielfachen, bald der einfachen Zahl. Aus allen diesen gehet von sich selbst hervor, daß die Sprachengabe in der Verheißung Mark. 16, 17., und in der ersten Erzählung der Erfüllung Apost. Gesch. 2, 3—11., da sie noch neu war, deutlich von verschiedenen, nicht gelernten fremden Sprachen erklärt wird; daß sie aber auch eine sehr gewöhnliche Wundergabe war, und daher späterhin, weil sie sehr bekannt war, kürzer durch *γλώσση λαλεῖν*, und selbst durch *γλώσση λαλεῖν* bezeichnet wurde, ohne daß ein Unterschied von verstanden werden, und nicht verstanden werden, zum Grunde liegt; denn auch Apost. Gesch. 2, 12. haben diejenigen die Redenden nicht verstanden, welche sagten, daß diese Redner in ihrer Trunkenheit etwas herstampeln; und wenn Paulus 1. Kor. 14, 4. sagt, daß wer in Sprachen redet, sich selbst erbaue; so setzt er doch voraus, daß der Redner versteht, was er redet; eben dieses liegt auch zum Grunde, wenn Paulus 1. Kor. 14, 15. sagt, wer *γλώσση* redet, soll bethen, nicht es verstehen, sondern dolmetschen zu lernen; also nur von andern war er ohne Dolmetsch nicht verstanden, und so war die *Belehrung und Rührung, welche doch der Zweck der christlichen Versammlung ist*, gehindert; darum verordnet Paulus, ohne Dolmetsch von fremden, obgleich Wundersprachen, in der Kirche keinen Gebrauch zu machen. So hoch schätze Paulus die Verständlichkeit des Gottesdienstes, daß er auch die Ausübung dieser Wundergabe, wenn kein Dolmetsch da ist, untersagte. Nun noch etwas, welches allen Forschern und auch Hrn. Böhme entgangen ist, nämlich: die Wundersprachen waren auf das Lob Gottes beschränkt, wie es aus Apost. Gesch. 2, 11. deutlich erhellet: *ἀκούμεν λαλέντων αὐτῶν ταῖς ἡμετέραις γλώσσαις τὰ μέγιστα τῷ θεῷ*, und aus Apost. Gesch. 10, 46.: *ἤκούον γὰρ αὐτῶν λαλέντων γλώσσαις καὶ μεγαλυνόντων τὸν θεόν.* Sie waren also nicht zur Belehrung und Rührung, oder zur Erbauung verliehen; daher Paulus den Gebrauch der Sprachengabe in der Kirche, wo alles belehren und rühren soll, eingeschränkt hat, 1. Kor. 14, 27. Daher sagt er auch ausdrücklich, daß die Wundersprachen nicht für die Gläubigen, also nicht zum Gottesdienst, sondern für die Ungläubigen zum Zeichen, d. i. zum

Beweis der Göttlichkeit der christlichen Religion, gegeben sind, 1 Kor. 14, 22. Hieraus erhellet, daß Paulus nicht, wie Hr. Böhme behauptet, von der Sprachengabe, sondern von dem zweckwidrigen Gebrauche derselben in den gottesdienstlichen Versammlungen, ungünstig urtheilt; im Gegentheil schreibt er den zweckmässigen Gebrauch derselben ausdrücklich vor, nämlich unter der Bedingung, daß ein Dolmetsch zugegen sey, der das Gesagte zur Belehrung und Rührung der Zuhörer übersetze, 1 Kor. 14, 5. 18. 27. 39. Wenn Hr. Böhme in der Meinung steht, daß nun der Leser seiner Abhandlung keiner nähern Antwort auf die Frage bedürfen werde, was *γλώσσαις λαλεῖν* sey: so irrt er sich gewaltig; denn es muß ja jedem beyfallen, daß unverständliche Töne stammeln, oder in einer vorhin gelernten Sprache reden, kein solches Erstaunen erregt hätte, als wir allenthalben finden, und von Paulus nicht ein Zeichen für die Ungläubigen wäre genannt worden; auch würde Paulus sich nicht gerühmt haben, daß er mehr *γλώσσαις* rede als alle Korinther, wozu noch kommt, daß die Samariter Apost. Gesch. 8, 14—20., durch die Händeauflegung und das Gebeth der Apostel Petrus und Johannes, ohne Zweifel auch die Sprachengabe erhielten, Simon der Mager aber nicht Geld angebothen hätte, um die Macht zu erhalten, andere zu bewegen, unverständliche Töne zu stammeln, oder sonst gelernte Sprachen zu reden, oder wie immer etwas Unverständliches zu plappern. Wenn man endlich sagt, die Gabe, fremde Sprachen zu reden, sey unbegreiflich: so ist dieses weiter nichts anderes, als was sich bey allen Wundern findet; denn was wir begreifen, nennen wir nicht Wunder.

VI. S. 184—190. *Ueber die apostolische Lehre von der Wiederkunft des Messias*, Ch. Fr. Böhme, *Stiftsprediger in Altenburg*. Hr. Böhme hat einen glücklichen Blick auf anziehende Gegenstände, nur dürfte er dieselben tiefer durchdringen; denn auch hier hat er seinen Stoff nicht erschöpft, und auch den richtigen Standpunct verfehlt. Es ist doch ein, in der Vernunft gegründeter, und von allen Auslegern anerkannter Grundsatz, daß aus den deutlichen Stellen die dunklen und zweydeutigen beleuchtet und bestimmt werden müssen. Nun sind aber gerade die von Hrn. Böhme zur Grundlage angenommenen Stellen von der Wiederkunft Jesu: Phil. 4, 5. Hebr. 10, 25. 37. 1 Petr. 1, 5 (nicht 6., aber man vergl. V. 4) 4, 7. Jak. 5, 8—9., eben so zweydeutig und dunkel, als diejenigen, die er hieraus ferner von einer, in den Zeiten der Apostel nahe erwarteten Zukunft Christi erklären will, nämlich 1 Kor. 10, 11. vergl. 1 Petr. 4, 7. Hebr. 9, 26. Jak. 5, 3. 1 Joh. 2, 18. Jud. 18. u. s. w. Auf den Ausdruck, *die letzten Zeiten*, wenn er nicht

vorher richtig und gründlich aus dem Sprachgebrauche erklärt wird, ist gar nichts zu bauen; er entspricht dem *אַחֲרֵי הַיָּמִים* der Hebräer, und

bedeutet demnach bloß die Zukunft. — Der wahre Standpunct ist Matth. 24. und 25., wo Jesus offenbar von einer zweymaligen Wiederkunft redet, nämlich Matth. 24, 1—25, 30. von seiner Wiederkunft zur Zerstörung Jerusalems, welche auch Malachias 2, 17—3, 6. und 13—24., und Daniel 9, 25—27. dem Messias beylegt; und dann von der Wiederkunft zum jüngsten Gericht Matth. 25, 31—46., auf welche die Frage der Apostel Matth. 24, 3. zugleich gerichtet war, und von welcher Jesus, wie die Propheten von der sehr entfernten Zukunft, nur das Wesentliche unter ein Bild zusammenfasset. Die Ausleger, welche nicht das ganze Stück Matth. 24, 1—25, 30. von der unsichtbaren Wiederkunft Jesu zur Zerstörung Jerusalems erklären, beurkunden nur ihre Unerfahrenheit in dem prophetischen Styl. Von der Wiederkunft Jesu zur Zerstörung Jerusalems, als nahe bevorstehend, reden die Apostel in ihren Briefen sehr oft, wie dieses Nisbett in seiner Abhandlung hierüber (Versuch einer Erläuterung einiger wichtigen Stellen in den apostolischen Briefen 1790) und sein deutscher Übersetzer im Anhang gezeigt haben. Da nun diese Äußerungen der Apostel manche Brüder von der Wiederkunft Jesu zum Gericht aller Menschen, wovon Paulus Apost. Gesch. 17, 31. im Areopag zu Athen, zu den Philosophen redet, verstanden, und dieses als nahe bevorstehend dachten, wie sogar durch, dem Apostel Paulus unterschobene Briefe an die Thessalonicensische Kirche geschrieben worden, 2 Thess. 2, 2.: so erklärt Paulus 2 Thess. 2, 1—14. sich deutlich, und setzt diese zweyte Ankunft sehr weit hinaus; nur muß nicht unbemerkt bleiben, daß er, wie anderwärts oft, communicative redet. Eben so schreibt er seinem vertrautesten Freund, 2 Tim. 3, 1—17. von der nahen Zukunft, die Timotheus erleben werde, macht aber nicht die geringste Erwähnung von der Ankunft Jesu zum Weltgerichte. Eben dieses folget auch aus Röm. 11, 20, wo er sagt, es müssen sich vorher alle Heiden zum Christenthume wenden, als alle Israeliten sich mit der christlichen Kirche vereinigen. Diese sind die deutlichen Hauptstellen, von welchen man ausgehen muß, wenn man die Erwartungen der ersten Christen und der Apostel richtig beurtheilen will; geht man anders zu Werke: so kann nichts anders erfolgen, als daß die deutlichen Stellen durch die dunkeln verdunkelt werden. Man wird sich durch den Reitz der Neuheit solcher Darstellungen nicht so leicht täuschen lassen. Wenn die Apostel die unsichtbare Ankunft Jesu zur Zerstörung Jerusa-

lems und des jüdischen Staates, für die Brüder als trostreich darstellen, so zielen sie hiermit dahin, daß ihre damaligen Feinde und Verfolger, die Juden, hierdurch werden gedemüthigt, und ihrer Macht beraubt, folglich die Christen von ihren Verfolgungen gerettet werden.

VII. S. 191—228. *Was ist Religion überhaupt? Eine Vorlesung von Amadeus Wendt, Professor zu Leipzig.* Die zweyte, wie der Hr. Verf. in einer Anmerkung berichtet, von den sieben Vorlesungen, die er „1812 im Sommer vor einem Kreise „studirender Jünglinge gehalten hat, um ihnen „gleichsam als eine höhere Einleitung bey ihrem „Eintritte in das Gebieth der Wissenschaften zu „dienen, und ihre künftige Wirksamkeit in den „selben mit der Religion in Verbindung zu stellen. „Er hat nun diese Vorträge, um ihnen einen weit- „schichtigeren Wirkungskreis zu verschaffen, für „Gebildete und Gelehrte, besonders für Religions- „lehrer, zwar im wissenschaftlichen Sinne, aber „nicht in streng-systematischer Form umgearbei- „tet, und will sie nach und nach, oder auch ge- „sammelt herausgeben.“ — Die vorliegende Vor- lesung ist im Geist der neuesten Philosophie ge- schrieben, und, wenn der Ausdruck nicht etwa anstößig ist, asketisch, wenigstens wird Rec. bey der Durchlesung solcher neuen Schriften immer an die älteren asketischen Schriftsteller erin- nert, die er in seinen jüngern Jahren häufig ge- lesen hat. Nach der Meinung des Recn. ist es aller- dings Bedürfnis der Zeit, daß wieder mehr Leben und Wärme in die Religion gebracht werde, welche durch die kritische Philosophie zu einem tro- ckenen und ausgedorrtten Skelet umgestaltet wor- den. Dieses muß Rec. an der neuesten Philosophie rühmen, der er aber nicht zugethan ist. Wird einiges übertrieben, so wird dieses mit der Zeit wieder abgestreift werden. — Die Vorlesung ist sehr gut geschrieben, nur würde sie angenehmer zu lesen seyn, wenn die Perioden natürlicher und kürzer wären. Hr. Wendt untersucht das Wesen aller Religionen überhaupt, wovon er das Resultat S. 224 mit folgenden Worten angibt: „Religion „ist innere, ungetheilte und ununterbrochene Wirk- „samkeit des Gemüths in seinem freyen und ur- „sprünglichen Streben zur Gottheit, und dadurch „bewirkte Vereinigung mit ihm!“ „Nichts anderes,“ fährt der Hr. Verf. fort, „kann man meinen, wenn „man sich kürzer ausdrückt: Religion sey Liebe „zur Gottheit, oder Glaube an die Gottheit und „ihre Verbindung mit dem Endlichen, wodurch „auch der Glaube an die Freyheit und Unsterblich- „keit der Seele — umfaßt wird. Religiosität aber „würden wir die, durch Gesinnungen und Hand- „lungen der einzelnen sich stetig äußern den Re- „ligion, oder das Maß, in welchem der einzelne

„Religion hat, seine Fertigkeit in religiösem Sinne „zu leben, nennen.“ Ob nun gleich der Verf. im Geiste der neuesten Philosophie schreibt, so will er doch halb und halb kein Mystiker seyn; denn er äußert sich S. 218—219, die Vereinigung mit Gott bestehe „nicht in einer sinnlichen Verbindung, „wie einige eine unbegreifliche Verbindung durch „gewisse Zeichen angenommen, und behauptet „haben, in irgend einer besonderen äußern Be- „ziehung, und durch gewisse äußere Mittel gehe „eine solche äußere Vereinigung mit der Gottheit „auf eine magische Weise vor, vermöge deren sie „die Gottheit gleichsam von Angesicht zu Angesicht „zu schauen im Stande wären,“ (die neuen Platoniker) „daher man sie auch Mystiker nennet. Solche „erleuchtete Augenblicke gibt es aber allerdings „nach jedes (?) religiösen Menschen Zeugnis, in „welchem die Gottheit dem menschlichen Geiste „näher zu seyn scheint, als im gewöhnlichen Le- „ben, und Gottes Liebe und Weisheit, gleich ei- „nem Alles verklärenden Strahl mit Blitzesschnelle „überraschend, vor die schauende Seele tritt und „sie durchdringt; wo auch der Wille Gottes ohne „menschliche Absicht und Anregung, gleichsam „durch höhere Gnade lebendiger als je empfunden „wird; Augenblicke einer höheren Offenbarung, „in welchen des gewöhnlichen Gegensatzes von „Innerem und Äußerem nicht gedacht wird, der „Streit unserer Umgebungen und innerer Bewe- „gungen sich gelegt hat, die Seele, unbefangen „von äußern Begierden und Bedürfnissen, ihres „göttlichen Ursprungs sich in höherer Klarheit er- „innert, und der Erscheinungen innerste Eintracht „schaut. Aber Augenblicke — obwohl die höch- „sten, deren wir im irdischen Leben theilhaft wer- „den, und in denen wir uns mit Gott vereinigt „fühlen; denn hier scheint sogar die Sehnsucht „und das Bedürfnis zu verschwinden.“ (!) Rec. muß nur bedauern, daß auf das Buch: *Gedanken über den Werth der Gefühle in dem Christenthume, fünfte Auflage. Leipzig 1784*, nirgends in solchen Schriften Rücksicht genommen wird.

Θεόδωρος Μερσιπόνος.

P o l i t i k.

Blick auf die neuesten Zeit- und Flugschriften.
(Fortsetzung.)

Was sollen wir? Worte eines Bayern. München 1813, bey Fleischmann.

Diese im Jahr 1813 zur Zeit des Beytritts des Königreichs Bayern für die Sache der Freyheit von demselben Verfasser herausgegebene Schrift, ist eine Aufmunterung des bayerischen Volkes, um in Gesamtheit zu den Waffen zu greifen, weil

die äußere Gefahr zwar *entfernt*, aber noch nicht *gehoben*; die Selbstständigkeit der Völker zwar *gerettet*, aber noch keineswegs für die Zukunft *gesichert* war. Würde Deutschland, sagt der Verf. nicht alles aufbiethen, um das Gewonnene auch zu bergen, so würde das deutsche Volk nicht blofs die Ketten der Knechtschaft tragen, sondern auch die rächenden Geißelhiebe eines Herrschers empfinden müssen, der, was wir für König und Vaterland begonnen haben, als einen Hochverrath, als einen Aufruhr empörter Sklaven, schrecklich ahnden würde.

Die Weltherrschaft das Grab der Menschheit. Nürnberg, bey Joh. Leonh. Schrag. 1814. 53 S. 8.

Öffentliche Ankündigungen schrieben dieses Werk dem Hrn. Geheimenrath v. *Feuerbach* zu. Und wir glauben, mit vollem Rechte; denn, soviel sich aus der Vergleichung der Sprache, mit dem eleganten Styl der früher angezeigten *Feuerbach'schen* Werkchen schliessen läßt, kann Niemand läugnen, daß auch dieses treffliche Product der neuesten Zeit demselben Verf. seine Entstehung verdanke. Reichhaltige Ideen, tiefer philosophisch-historischer Blick, Richtigkeit der politischen Ansichten, Kürze und höchste Schönheit des Ausdrucks sind die hervorspringenden Eigenschaften des verehrten deutschen Schriftstellers, und auch auf jeder Seite dieses seines neuesten Werkes zu erkennen, das zugleich als eine weitere Ausführung mancher Stellen betrachtet werden kann, die der Verf. an einem andern Orte als bloße Andeutungen hingeworfen hatte. — Die Zeit war wieder gekommen, wo, mit Tacitus, den Menschen das seltene Glück gewährt wurde, zu denken, was sie wollen, zu sprechen, was sie denken; wo folglich Gegenstände zur öffentlichen Betrachtung gezogen werden konnten, die in der traurigen Periode der letzten 8 Jahre ohne die größte Gefahr für Schriftsteller und Verleger, nicht einmal leise berührt werden durften. Wer hätte es vor Kurzem noch gewagt, der Worte: Weltherrschaft, Sklaverey — Freyheit der Völker, der Gedanken und der Presse, Wiederbefreyung unterjochter Nationen u. dgl. nur in einem andern Sinne zu erwähnen, als welchen der sogenannte Zeitgeist dictirte? Und wie anders ist es jetzt, wo die Bande gelöst sind, welche die Zungen gefangen hielten, wo jeder deutsche Mann auftreten, und ohne Scheu vor Gensd'armen und geheimen Gedankeninquisitoren seine Meinung über die wichtigsten Güter des Menschen, über seine Pflicht, sie zu vertheidigen und zu behaupten, dem Urtheile des Volkes vorlegen, und die Wahrheiten der Geschichte und des Lebens dem Gedächtnisse desselben

zurückführen darf? Die über die Schicksale des Menschengeschlechts waltende Vorsehung, deren Mitwirkung in der nun glücklich vollendeten Zertrümmerung der jüngsten Weltherrschaft mehr als jemals sichtbar wurde, schützte vorzüglich Deutschland, diesen Mittelpunkt der europäischen Kraft und Kultur. Der Glaube an diesen Schutz erhielt auch im deutschen Volke die Hoffnung einer bessern Zukunft, stählte die Ausdauer in dem qualvollen Drucke und belebte den Muth, bey der ersten günstigen Gelegenheit die Fesseln mit Gewalt abzuwerfen, welche die sonst gewohnte freye Regsamkeit beschränkt hatten, und sie gänzlich zu vernichten drohten. Der Glaube an diesen Schutz erfüllte alle denkenden Köpfe der Nation, die ihrem Vaterlande mit Liebe und Treue zugethan blieben, mit der größten Zuversicht, daß das Reich des Betrugs, der Lüge und der Finsterniß bald zerstört werden, und die Zeit kommen müsse, wo die Wahrheit nicht mehr als Verbrechen, die Anhänglichkeit an den angestammten Fürsten und das Volksthum nicht mehr als Verrath an dem Zeitgeiste angesehen, und die öffentliche Meinung wieder in ihr altes Recht eintreten würde.

Unsere Tage sahen die Wünsche aller Edlen schneller, als es der kühnste Geist zu ahnden im Stande war, in Erfüllung gehen; das widernatürliche, im Laufe von 12 Jahren (wird es die Nachwelt glauben?) aufgezimmerete Gebäude der Universalmonarchie zu zertrümmern, genügte ein halbes Jahr der Tapferkeit, des Muthes, der Ausdauer der deutschen Nation und ihrer Verbündeten: die Aussicht auf einen allgemeinen dauerhaften Frieden und die gesicherte Herstellung aller bisher mit Füßen getretenen Rechte der Menschheit ist uns näher gerückt und schneller zu Theil geworden, als wir unter den glücklichsten Ereignissen nur vermuthen konnten. — Aber diese glückliche Veränderung des Schicksals der kultivirten Welt macht die Betrachtungen über die Gefahren, in welchen wir uns befanden, die Untersuchung über die Ursachen und Wirkungen eines Zustandes, dem wir eben auf eine so günstige Art entronnen sind, nicht überflüssig; sondern diese Betrachtungen und Untersuchungen sind als die unerläßlichen Bedingungen der Dauer und künftigen Unverletzlichkeit der eben erlangten Freyheit anzusehn; sie sind das unumgänglich nöthige Mittel, unser Gemüth mit dem glühendsten Hafs gegen das größte Übel zu erfüllen, das die Menschheit treffen kann; die beste Maßregel, um die Meinung allgemein und zum Eigenthum, zum Glaubensartikel jedes einzelnen Gliedes unserer Nation zu machen: daß die Universalmonarchie die schenslichste Idee sey, die in dem Kopfe ei-

nes Menschen entstehen kann; das es Pflicht jeder Nation sey, in Masse dem ersten Beginnen eines wahnsinnigen Eroberers zu widerstehen, um ein Übel im Keime zu ersticken, das alles Edle und Grofse der Menschheit zu vertilgen, und die Ruhe des Grabes zu verbreiten droht; das es Verrath an den Rechten des menschlichen Geschlechts sey, das rasende Ansinnen durch irgend eine Mitwirkung, durch Wort, Schrift oder That zu unterstützen. (Der Himmel wird uns, hoffen wir, für die Zukunft vor dem Unglücke, und die deutsche Literatur vor dem Schandflecke bewahren, das Schriftsteller in unserer Mitte als Lobredner des Gravitationssystems auftreten, und eine Sache in Schutz nehmen, die von jedem ehrlichen Manne als das scheuflichste Ungeheuer verabscheut zu werden verdient.) Dank gebührt daher dem geistreichen Hrn. Verf. der oben angeführten Schrift, diesem Zwecke so kräftig vorgearbeitet zu haben. Seine Lehre ist ein zur rechten Zeit bekannt gemachtes Heilmittel für die hier und da noch vorhandene Krankheit der Gallomanie, und eine sicher mit gutem Erfolge gereichte Dosis für alle nicht ganz verhärteten und dem Vaterlande verlorenen Anhänger des Terrorismus, für alle gutmüthig schwärmenden Geister und verblendeten Freunde des neuen Beglückungssystems.

Der allgemein gefeyerte Name des Verfs. ist hinreichend, die Verbreitung dieser Schrift zu befördern, und ihre Erhaltung für die kommenden Geschlechter, denen sie als Warnungstafel gelten kann, zu versichern. Wir begnügen uns, nur einige Stellen anzuhoben, die uns durch die Schönheit und Kraft des Styls, und durch die Wahrheit der Gedanken vorzüglich ansprachen. Dem Verf. ist S. 14 das Werk eines Eroberers, der nach Weltherrschaft strebt, ein Frevel an der heiligen Ordnung der Welt, ein Verbrechen an der Bestimmung des menschlichen Geschlechtes, ein Beginnen, Gottes Werke zu zerstören, und den Plan des Allmächtigen mit Menschenhänden zu zerreißen. „Es ist die Absicht der Natur, das die Menschheit in mannigfaltigen Volksgeschlechtern blühe, und jedes Volk in seiner Eigenthümlichkeit und originellen Verschiedenheit sich zu allem dem entwickle und ausbilde, was es nach seinen ihm besondern Anlagen und Kräften werden kann und darum auch werden soll. Nicht in einförmigem Einerley, sondern in unergründlicher Mannigfaltigkeit, im unendlichen Reichthum der Formen und Gestalten, in der endlosen Verschiedenheit der Bildungen offenbart sich der grofse Weltgeist, wie in der leblosen, so in der lebenden Natur. — Damit aber ein jedes Volk sein ihm eigenthümliches Leben frey entwickle, damit sein ihm eigener Geist auch in einem, ihm eigenen Körper wirke, damit

die Volkspersönlichkeit sich durch diesen Körper in Kraft und Handlung offenbaren möge; so gehört, wie jeder Seele ihr Leib, so jedem besondern Volke auch sein besonderer Staat. Daher ist die höchstmögliche Grenze der Ausdehnung eines Staates bestimmt durch die Grenze der Volksthümlichkeit, bezeichnet durch die gemeinsame Sprache.“ — Darum ist Selbstständigkeit der Völker, souveräne Freyheit der Staaten die erste Bedingung dieses eigenthümlichen Seyns. — „Wo diese in der Einheit eines Weltreichs unterginge, da würde zuletzt alles, was die moralische Persönlichkeit der Völker ausmacht, Sprache, Sitten, Gesetze, Denkungsweise, in ein einförmiges flaches Einerley auseinanderfließen, aller Reichthum der Menschennatur und des Menschengeistes in dürftiger, ekelhafter Allgemeinheit sich verflachen; alle tausend und tausend verschiedenen Blüthen eigenthümlicher Ausbildung der Völker und Geschlechter in einer einzigen gemeinsamen Form erstarren. Nichts eigenthümliches mehr würde übrig bleiben, als dasjenige, was an unverrückbare Naturgesetze gebunden, allem frevelnden Menschenübermuthe spottet.“ — Die Universalherrschaft, nur durch den äußersten Despotismus in ihren Theilen erhaltbar, ist nicht nur ein Reich des Lasters, sondern auch ein Reich der Finsternis, ein geistiges Todtenreich. „Alle Wirksamkeit der Staatskräfte eines solchen Reichs ist ein Mechanismus, der, so wie die Kette angezogen wird, sogleich alle Räder in Bewegung bringt; dazu ist aber vonnöthen, das die lebenden Glieder dieser Maschine sich so viel möglich, nicht als Mensch, als Geist, als Seele, sondern nur als Kamm, als Rad, als Walze fühlen. — Nach dieser Maxime wurden denn in dem Hauptstaate des neuesten Weltreichs, bereits die nützlichen Wissenschaften von den sogenannten unnützen, verderblichen, ausgeschieden; jene allein belobt, begünstigt, unterstützt; diese der Unterstützung beraubt, oder durch Spottnamen verrufen, oder der Empörung verdächtig angeklagt. Zu den empfehlungswerthen und empfohlenen aber gehörten nur diejenigen, welche unmittelbar zu den Zwecken des erobernden Weltherrn dienten: die Mathematik — um Festungen zu bauen und Kanonen zu richten; die Chemie — wegen des Pulvers und der für Handwerker nützlichen Erfindungen; die Statistik — wegen der Conscription und der Steuern; die Moral und Theologie — um Gehorsam gegen die neue Dynastie einzuprägen; die Geschichte — um die Thaten des Weltherrn zu preisen und aus dem Gang des Menschengeschlechts darzuthun, das dieses zum dienen bestimmt, nirgends Heil, als unter den Flügeln eines einzigen Weltherrn finde.“ —

(Die Fortsetzung folgt.)

Allgemeine Literaturzeitung.

N^{ro.} 39.

Dienstag, den 17. May

1814.

Deutsche Sprache.

Versuch eines schweizerischen Idiotikon, mit etymologischen Bemerkungen untermischt. Sammt einer Skizze einer schweizerischen Dialektologie. Von Franz Joseph Stalder, Dekan und Pfarrer zu Escholzmatt im Entlebuch. I. Bd. 507, II. XII u. 528 S. Aarau, bey Heinrich Remigius Sauerländer, 1812. 8.

Jede ausgebreitete Sprache theilt sich in *Dialekte* (Mundarten); in größeren Entfernungen werden aus *Mundarten* sogar verschiedene, wiewohl noch immer *verwandte* Sprachen. Beyspiele von ersteren sind die Dialekte der altgriechischen und der lebenden slavischen Sprache, die alle auch zu Schriftsprachen erhoben worden, oder die deutschen, italiänischen und französischen Mundarten, deren immer nur eine in Büchern das Principat erhielt; Beyspiele von letzteren sind die *deutsche* und die *scandinavische* Sprache. Wenn dieses Principat einerseits eine natürliche Folge des größeren inneren Werths, und öfter noch der bloßen äusseren Macht, oft auch beyder zusammen, ist, (sich die *bisherige* Geschichte der griechischen, italiänischen, deutschen, und die *künftige* der slavischen Sprache), und den literarischen Verkehr beträchtlich erleichtert und fördert, so ist es auf der andern Seite für die *Geschichte einer gesammten* Sprache, deren Anomalien oft nur aus ihren vernachlässigten Mundarten erklärt und beleuchtet werden können, und für die *vergleichende Sprachenkunde* von wesentlichem Nachtheile, dem nur durch *Idiotika* einigermaßen abgeholfen werden kann. Wenn die Deutschen, in Vergleichung mit den Franzosen und Italiänern, die von dieser Seite, wie schon unser *Leibnitz* bemerkt, wenig oder nichts für ihre Sprache, vielmehr alles gegen dieselbe gethan haben, für das bisher zu diesem Zweck Geleistete zu loben sind, so haben sie doch noch

Fünftes Heft.

immer viel zu wenig *Idiotika* von den Mundarten ihrer reichen und unerschöpflichen Sprache, aus denen selbst ihre Schriftsprache besser, als durch so manche Campische Schöpfung, bereichert werden könnte! Delswegen drang *Leibnitz* auch so sehr auf *Idiotika*, als einzelne Theile des daraus zu erhebenden *Inventariums* unsers gesammten Sprachschatzes. Erst wenn dieses *Inventarium* vollständig erhoben ist, können wir wissen, was für Sprachstücke uns noch fehlen, und die *Campe* und *Radlof* sich daran machen, sie uns zu — schmieden. Möge z. B. in Süddeutschland doch bald auch noch ein Schwäbischer, ein Bayrischer, ein Tyroler, ein Salzburger, ein Kärntnischer, Steyrischer, ein Oesterreichischer *Stalder* erscheinen! Von letzterem sind *Höfer* (die Volkssprache in Oesterreich, vorzüglich ob der Ens, nach ihrer innerlichen Verfassung und in Vergleichung mit andern Sprachen, Wien 1800), und *K. Fischer* (im Decemberhefte von Fr. Schlegels deutschem Museum 1813), jeder in seiner Art, würdige Vorläufer, und beyde scheinen nur durch zufällige Umstände gehindert, selbst *Stalder* zu werden.

Stalders *Idiotikon* hat Recn., einen gebornen Innerösterreicher, ganz besonders interessirt, theils in Rücksicht der *österreichisch-deutschen* Mundart, die mit der schweizerischen im Grunde eine ist, (nur das der Schweizer, als Gebirgsbewohner, die Diphthongen in einfache Vocale zusammen zieht; und dafür die Consonanten verstärkt; z. B. Zeit; österreichisch, Zait; schweiz. Zyt; Haus, Hus; Leib, Lyb; Zeng, Züg; Teufel, Tüfel; dagegen plump, pflumpf; flennen, pflennen; Bläuel, Pflübel, u. s. w.) theils in Rücksicht der *slavischen* Mundart in Innerösterreich, in die er durch *Stalders* Werk überraschend neue Einsichten bekommen, woraus er wieder Rückschlüsse auf die hiesige deutsche Sprache gemacht hat. Ein *drittes* Interesse, von Seite der *Celtischen* Sprache, die einst auch nach der ganzen Kette der Alpen, in Süddeutschland und Nord-Italien, durch Pannonien, Thracien bis an den Pontus und Galatien hin geherrscht

mulste hier weniger befriedigt ausgehen, nicht durch Stalders Schuld, in dessen Zweck es, streng genommen, nicht einmal gehörte, sondern weil die Daten hierüber überall noch nicht *kritisch* geordnet sind, so wichtig und nöthig auch die Arbeit für die Geschichte und Sprachkunde wäre. Doch die Etymologie war Hrn. Stalder nur Nebenabsicht. Sein Hauptzweck war, das Verzeichniß schweizerischer Idiotismen, d. i. 1) „solcher in der Volkssprache noch jetzt lebender Wörter, die in der Schriftsprache ganz, oder in der gehörigen Stärke abgehen, 2) der selbst in der deutschen Sprache angenommenen Wörter, sofern sie eine *Bedeutung* haben, die bis dahin im Schriftdeutsch nicht bekannt, oder verloren ist. Jedes solche Wort hat er einer Aufnahme in sein Idiotikon werth gehalten, ohne ängstlich zu untersuchen, ob es auch ausser den Grenzen der Schweiz, z. B. in Schwaben oder Bayern u. s. w. üblich sey. (Diese Untersuchung wäre bey dem Mangel an Idiotiken dieser Länder, auch zu mühsam und unverläßlich, und am Ende die Weglassung solcher Wörter ein Verlust für die *Geographie* der deutschen Sprache! Jedes Idiotikon verzeichne treu alles, was im Munde des Volks, und nicht auch im Schriftdeutsch üblich ist, unbekümmert, was für Nutzen der Geschichts- und Sprachforscher daraus ziehen oder nicht ziehen kann.) Nicht aufgenommen hat Hr. Stalder 1) alle durch die Mundart bloß verhunzten oder verdorbenen Schriftwörter sowohl, als geringe Abweichungen von der deutschen Schriftsprache, z. B. *Ambeis*, *Ambeiski*, *Birre*, *Hirz* u. s. w. für *Amesse*, *Birne*, *Hirsch*. (*Birre* und *Hirz* hätte Rec. doch aufgenommen, weil sie zu sehr vom Schriftdeutsch abweichen, und *Birre* überdiß etymologisch einfacher ist als *Birne* (cf. pyr-um, Bir-en, Bir-n, Bir-ne.) 2) bloße Interjectionen, und 3) Verkürzung der Taufnamen, wie sie im gemeinen Leben gebräuchlich sind, z. B. *Elsi*, *Mädi* u. s. w. für *Elisabeth*, *Magdalena*. (Nach der Vorrede zum 2. Bande hat schon ein Göttinger Recensent es bedauert, daß diese Namenverkürzungen hier verstossen sind, und wir vereinigen uns mit ihm zu dem Wunsche, daß der würdige Hr. Verf. in dem versprochenen Anhang ihnen ein Plätzchen gönnen möchte; ihre Erklärung ist erstens für jeden Ausländer eben so nöthig, als jeder andere Idiotismus (wer möchte z. B. in der österreichischen *Pepi* sogleich eine *Josephine*, in der *Mimi* oder in der englischen *Molly*, eine *Marie*, in der *Nanni* eine *Marianne*; wer endlich in dem krainischen *Jernej* einen *Bartholomäus* errathen?); was aber noch mehr ist, diese Namenverkürzungen sind der sprechendste Beweis, daß und wie das Volk Fremdes sich *anzueignen* strebt. In dieser Hinsicht möchte Rec. sogar die Eigennamen der fremden

Länder, Städte u. dgl. in so weit das Volk, dessen Idiotikon er aufnähme, sie kennt und etwa anders als im Schriftdeutsch benennt, aufnehmen; z. B. das *Volk* in Österreich kennt kein *Italien*, sondern, wie der Slawe, nur das uralte *Wälschland*; (*Venedig* und *Mayland* für *Venezia* und *Milano* sind ohnehin aus der *Volkssprache* bereits in das Bücherdeutsch aufgenommen, nicht so das *Bern* der altdeutschen Romane für *Verona*).

Dem *Idiotikon* (Verzeichniß der *Wörter*) schiekt Hr. St. S. 21—78 die *Dialektologie* (die schweizerische *Grammatik*, in so weit sie von der bürgerdeutschen abweicht) voran, worin er den *Laut* der Buchstaben und die *Flexion* der Wörter auseinandersetzt: mit Einschluss eines Anhangs von 5 Liedern in verschiedenen schweizerischen Dialekten S. 61—78. Interessant ist es, diese Dialektologie mit unsers *Höfers* „deutscher Volkssprache in Österreich“ zu vergleichen. Letzterer hat die im Volke üblichen Bildungs- und Flexionsformen, die der ungelehrte Städter, im Bewußtseyn der durchgemachten Normalschule, aus dem Munde des *Volks* (aber nicht auch aus dem Munde des englischen Lords, wiewohl es die *nämlichen* Wörter sind) so vornehm belächelt und belacht, mit den ältesten deutschen Dialekten verglichen, und gezeigt, was für ein Schatz für die Geschichte der deutschen Sprache in diesem „Archiv des Alterthums (dem Pöbel)“ noch ungebraucht liege! (Schade, daß er nicht auch, wie Stalder, die *Declination* vollständig aufgestellt hat. Der Österreicher gebraucht auch nie kein Imperfectum Indicat., und macht auch die *erste* Person des Präsens unrichtig; ich *gib* dir, ich *brich* es ab u. s. w.). Recensent hat oben gesagt, daß diess Idiotikon besonders auch Innerösterreicher und Slavisten interessieren müsse. Man erlaube ihm, diess mit einigen Beyspielen hier zu beweisen. Ersterer vergleiche z. B. nur *Acher*, *Aissen*, *Alp*, *Bachen*, *Barille*, *Bettgewand*, *Lylachen*, *Brühl*, *Busseli*, *Dach*, *Dachtel*, *Dädi*, *Talgeti*, *Dante*, *Dösig*, *Tätzli*, *daheim*, es thuet mer an, *Trachter*, *trätzen*, *Trutschel*, *Fürtuch*, *epper*, *Laube*, *Bifang*, *Fäsche*, *Fasel*, *Fätzen*, *Vispern*, *Vortel*, *Fratz*, *anfremden*, *fretten*, *Gefröri*, *foxen*, *galt*, *Geifs*, *Gotti*, *Gragöl*, *herzig*, *o jerum*, *just*, *Kachel*, *käfel* und *kifeln*, *Kalfacter*, *Kampel*, *Fürkauf*, *glängen*, *ablassen* (den Wein), *Landskind*, *Küttene* (*Quitte*), *lätschet*, *Lebzelten*, *Laib*, *Leibschaden*, *müechtelen*, *Mies*, *Nunnefürzli*, *rahm*, *Überreuter*, *röösche*, *verschamerirt*, *schlitteln*, *urbietig*, *welsch*, *zimpherlich*, *Ballier*, *sich patzig machen*, *Schlagwort* u. m. a., u. m. a. mit seinem Ach-kätzl, *Afs*, *Alpm*, *Pachen*, *Marille*, *Bettgewand*, *Lailacher*, *Brühl*, *Pufserl*, (*Regen*-) *Däch*, *Tachtel*, *Tätl*, *talket*, *Tantes*, *täsig*, *Tätzeln*, *derhäm*, *'s tut mer and*, *Trach-*

ter, trätzen, Trutscherl, Fürtuch, epper, Läben, Bilang, Fäschen, Fasel, Fätzen, Fisperl, Vortel, Fratz, anfremen (ohne d), fretten, Gefrör, fuxen, galt, Gáfs, Godl, Krekeller, herzig, o jerum, just, Kachel, kifeln, Kalfacter, Kämpel, Fürkauf, glängen, Wein ablassen, rahn (mit n, nicht m), Nunafärzl u. s. w. oder die Formen: erdelen, säuerlen u. a. mit seinen: böckeln, bierln, älteln u. s. w. Der Slawe aber vergleiche ald (oder) mit seinem ale, ali; mag (für kann) mit mogu, Att (Vater) mit ot-ez, auw (Schaf) mit ov-za (also ist das -za statt -iza, die diminutive Bildungssylbe), baabi mit baba, Pagätzele mit Pogázha (vielleicht beydes vom ital. Fogaccia), das Kinderwort bibi mit bubú, Kabis mit Kapus, Plan mit planina (Bergweide), dauren (schlummern) mit dremati, ditti mit dite (Kind), doll (hübsch gekleidet) mit sali, draie mit drag, dullen mit taliti, dädi mit ded, dorfen (auf Besuch gehen und Besuch bekommen) mit der wörtlichen Übersetzung vafváti von vas (Dorf), Tobak trinken mit tobák piti, was auch nur bey den innerösterreichischen Slaven gesagt wird, Türken (Mais) mit turhiza, eren mit orati, flät (hübsch) mit flät-en, fazanettli mit fazanékel (k vor l statt t, wie sonst oft), den Fentsch mit seinen slanzati, Gelte mit golida, Zuber mit zhuber, Glofe (Stecknadel) mit knoflja, Gulm mit hulm (hlum), vergrausen mit sagrositi, Gwäl (Kolik) mit kole me, Jumpfere mit dékla (dem Begriff nach), Jüppe mit jópa, Kachel mit kahla, Kalt (Fieber) mit mersliza, Kammete mit kamnata, Kängel (Glockenschwengel) mit kémbel, Fluhkänzel mit dem eben daher benannten prishniza, Kettene mit kétina, ledi mit ladia, Grünig mit selénez, Laib mit hleb, leitschen mit vlézbi, Liebeli mit ljubim, mar (mor) vielleicht mit madén, machen (für reden) mit djati und praviti, Metzgete mit koline, Morgenessen mit sajtrkva, mut-ast (stumm) ist sogar mit Einschluss der Bildungssylbe, ganz das slavische mutast, nächten mit sinoes, Nase (Vorgebirge) mit nos, Rebe mit répa, rood mit red, Samiklaus mit svet Miklavsh, Schappel mit shapel, schweinen mit svénem, Seele mit dushiza, Stämpfi mit stópe, Stöhr mit shtéra, Tratte mit trata, vielleicht treu (freygebige) mit zhreden, Zeit (Stunde, Uhr) mit dem serbischen csas (Zeit und Uhr), Zimmern mit cimprati, Krieg mit krégati u. s. w. woraus aufer der bereits bekannten nahen Verwandtschaft der slavischen Wurzeln mit deutschen auch erhellen wird, das, sollte z. B. auch das schweizerische flät, Dorf, fazanettli, Schappel, Tobak trinken u. dgl. jetzt nicht mehr in Österreich üblich seyn (vielleicht ist es aber noch im Volke, quis enim scrutatus est?) es wenigst einmal war, da die innerösterreichischen Slaven das Wort oder doch die wörtliche Übersetzung nur daher entleh-

nen konnten. Nach so reicher Ausbeute bleiben dem Winden doch noch *Fant*, *Bub*, lediger Mensch, *goljuf* Betrieger, *vize* Fegfeuer (im bayerischen Schiltberger Weiz), und einige andere, die das f als Unslaven verräth, zu erforschen übrig. Das *goljuf* ist gewifs eins mit dem altlateinischen *calv-ere* betriegen. Aus *Hagen* (Zuchtochs), sieht man, das der deutsche *Jan Hagel* wörtlich der englische *John Bull* ist; komisch ist auf den ersten Anblick *würgen* für *gratuliren*, (wiewohl das hochdeutsche *Angebilde* auch auf eine Gewaltthätigkeit hindeutet); so wie der *Kawohler* (Schmeichler) weil er zu allem *kann wohl* sagt; beachtungswerth für Sprachreiner sind *in der Acht* für das franz. à proportion, *ebenhoch* für au niveau, *Vor- und Nachhut* für Avant- und Arrieregarde, *vetterlen* für nepotisiren, *Götzeschlecker* für hypoerita (womit unser *Kruziforbesser* zu vergleichen), *Guttli* für bonbon, *Helfer* für Diaconus, *Schreiberey* für Kanzley u. a.; überraschend *huglos* (gedankenlos), *Rubel* (ein bayerisches Halbguldenstück), aber verglichen mit *apricus*, *päzen* (unterrichten) von *παίδεω*, *Pfister* (Bäcker) von *pistor*, die *Bachtale* verglichen mit *Thalweg*, *Aerm* mit *area*, *frieden* (zäunen) wohin wohl auch unser *Freythof* gehört. Interessant sind *lind* und *hart*, von politischen Parteyen gebraucht; *hart* waren, die nicht das wollten, was die bestehende aristokratische Regierung. — Ist das *Bohnenlied*, was nach S. 500 des II. Bandes zum Sprichworte geworden, noch irgendwo vorhanden, oder wäre es nur eine etymologische *Anekdote*? — Bemerkenswerth vielleicht für den österreichischen Geschichtsforscher, wegen der *Rugier*, ist auch *Rugland* (steiniges Land, oder das auf Höhen liegt); bey *klug* hat schon Adelung, (und vielleicht vor ihm schon Wachter, Rec. hat ihn nicht zur Hand) an *lugen* (schauen) gedacht, wie das lateinische *prudens* offenbar aus *providens* zusammengezogen ist. Aber bey *Fetsche* hätte der Verf. das lat. *feax*, ital. *fece*, vor *Fermentum* anführen sollen. *Fretten* (schwere Arbeit verrichten) bedeutet in Österreich so viel als *pfuschen*. Zu *Runs* wollen wir, da die Wurzel *ri* aus so vielen Sprachen verglichen ist, auch noch die slavische *rje-ka* (Flufs), und das griechische *πέος*, hinzufügen. Ob die *sonta* bey Plinius II. 47, mit der schweizerischen *Sennte* was zu thun habe, steht dahin. Noch immer also bleibt es unentschieden, woher die bekannte *Kilt* (nächtlicher Besuch bey Mädchen, das *vafvânje* (Dorfen) bey den innerösterreichischen Winden, und *Fensterlgehen* bey den Deutschen), abzuleiten sey. Der *Triglef*, eigentlich *Triglav* (d. i. Dreykopf), war ein Gott der slawischen *Wenden*, nicht der deutschen *Vandalen*. Noch jetzt heist der höchste Berg in Krain *Triglav* (in den Reisebeschreibungen und Geogra-

phien von deutschen Schreibern meist in *Terglou*, *Terklu*, *Terklou* (verdorben), weil er drey Köpfe (*tri glave*) hat. Über das Wort *Bankart* hat schon Adelung das Nöthige gesagt, und der *Bankert* (Puppe) in der Schweiz ist es wohl nur deswegen, weil es kein echtes Kind ist. Der *Albock* oder die *Balche*, ein Fisch in der Schweiz, ist gewiß nicht der *Salmo lavaretus* Linn; der eigentliche Lavaret hält sich im Meere auf, und ist im deutschen Norden unter dem Namen Schnepfel bekannt. Vermuthlich wird unter *Albel* oder *Albock* die weisse Forelle verstanden, *Salmo Albula* Linn. Das *Blaufelchen* in dem Bodensee heist in der neuesten Ausgabe des Systems durch Gmelin, *Salmo Wartmanni*. Im Walliserland heist der Donnerstag *Frontag*, von *Fro* Herr, meint der Verf. Aber wie kommt der *Donnerstag* zum Range des *Herrntages*, der sonst nur dem *Sonntag* zukommt? In dem größten Theile von Oberdeutschland heist er *Pfingsttag*, d. i. der *funfte* Tag; also fing der Deutsche bey dem *Sonntag* zu zählen an, während der Slawe bey ihm aufhörte: *pétik* (der fünfte Tag) ist dem Slawen der Freytag, *vtórik* (der zweyte Tag) der Dienstag, *fréda* (Mitte) der Mittwoch, und *zhetertik* (der vierte Tag) der Donnerstag; *sobóta* Samstag vom Sabbath, so wie *nedélja* Sonntag (eigentlich Nichtarbeit-Tag) und *ponedeljik* Montag (eig. der Nach-Nichtarbeit-Tag), sind nach andern Rücksichten benannt. *Frutig* für frisch, lebhaft, wird in mehreren Ländern gehört, und von Menschen, jungen Kälbern, brausenden Wasserwellen gesagt, und hat wohl mit dem lat. *frutex* nichts gemein.

Wir schliessen mit der Bemerkung, daß, wie wohl etymologische Vergleichen, streng genommen, nicht in ein Inventarium, sey es von dem ganzen Gebiete einer Sprache, oder nur einem Theile desselben, gehören, wir sie doch im Adelung und Stalder äußerst ungerne entbehren würden. Sie gehören wesentlich mit zur Pragmatik der Sprachwissenschaft. Freylich sind sie nicht Jedermanns Sache, und eben deswegen würden wir sie auch dem nichtgelehrten Idiotismensammler erlassen, zufrieden wenn er nur sonst *treu* inventirt, d. h. *alles* verzeichnet was er im Volke gehört, aber auch *nichts* aufnimmt, was er nicht da gehört. Es wird sich dann schon der Gelehrte finden, der diese *treugesammelte* Masse durch etymologische Kritik beleben wird. Bey dem Eifer, mit dem man nun *altdeutsche Gedichte*, davon der größte Theil *Süddeutschland* angehört, aufsucht und bearbeitet, werden Idiotiken der deutschen Volkssprache, die das hellste Licht über diese vor Jahrhunderten aus ihrer Mitte hervorgegangenen Geisteswerke verbreiten werden, doppelt wichtig und interessant. Wir möchten daher die in der Einleitung erwähnten Herrn *Höfer* und *Fischer* recht

sehr bitten, ihre Sammlungen bald herauszugeben, damit einmal wenigstens eine Grundlage vorhanden sey, auf der andere Sammler dieser Gegenden (*einer* kann unmöglich *alles* gehört haben) weiter bauen können. In Rücksicht der Orthographie brauchen wir ihnen nicht zu sagen, daß sie so *treu* und doch so *einfach* als nur möglich seyn muß. Der Österreicher spricht z. B. das *a* meist dem *o* nahe aus, wie schwedisch *å*; nur in *brav*, *Karpf*, *rar* hat er das helle *a* des Italiäners, was er aber, nach Höfers sehr richtiger Bemerkung, auch statt des hochdeutschen *au*: *Pám* (Baum), und oft statt *ei*: *wách*, *Stán* (weich, Stein), auch statt *ä*: *Säckl* (Säckchen), spricht. Hr. Höfer hat, da sein Werk mit deutschen Lettern gedruckt ist, ersteres durch *a*, letzteres durch *lat. a* ausgedrückt, (besser als andere durch *ä*: Grätz lies Grätz). Dieß geht aber nicht an, wenn z. B. das ganze Werk mit lat. Lettern gedruckt wird. Wir bemerkten dieß hier, um den Idiotiker darauf aufmerksam zu machen, daß er, so oft ihm das Alphabet der *schriftdeutschen* Sprache nicht hinreicht, es mit *neuen* Buchstaben vermehren muß. (Hat doch der hierin so scheue Adelung auch das große *J neu* bezeichnet!).

Diätetik.

Das wirksamste und leichteste Verlängerungsmittel des menschlichen Lebens. Von K. A. Zwierein, der Med. und Philos. Doctor, Großherzogl. Frankf. Hofrath, Director des Medicinal- und Sanitäts Collegiums zu Fulda, Brunnen-Medicus im Bade Brückenau, und mehrerer gelehrten Gesellschaften Mitgliede. *Fulda* 1812. 75 S. in 8.

Diese kleine, dem Fürst-Bischofe und Abten zu Fulda, *Adalbert* III. zugeeignete Schrift soll das Publikum belehren, wie man bey einer ordentlichen Lebensweise durch den Gebrauch der lauwarmen Bäder aus süßem Wasser sein Leben verlängern kann. Der Verf. zieht dieses leichte, für Arme so wie für Reiche leicht anwendbare Mittel allen hoch angepriesenen Lebenselixiren, Wundertropfen und Goldtincturen vor, die zwar viel versprochen, und doch die gehoffte Wirkung nicht gehabt haben. Das Ganze zerfällt in drey Abschnitte: im ersten wird von der Wirkung der lauwarmen Bäder; im zweyten von dem rechten Gebrauch derselben, und in dem dritten von der Lebens-

weise gehandelt, welche zur Verlängerung des Lebens beyträgt.

Durch eine dreyßigjährige Erfahrung hat der Verfasser als Brunnenarzt sich überzeugt, daß lauwarne Bäder die Consumption des Lebens vermindern, dem Körper des Badenden viele Feuchtigkeit mittheilen, alle Theile des Körpers geschmeidig erhalten, dem Steifwerden und Austrocknen der festen Theile so wie auch der Zähigkeit, dem Stocken und andern Verderbnissen der flüssigen Theile abhelfen; daß sie die feinen Gefäße offen erhalten, die Restauration und Ernährung befördern, die Absonderungen, vorzüglich der Haut, erleichtern, die natürliche Wärme vermehren, und durch diese vereinten Wirkungen den Organismus und den Lebensproceß in gehörigen Gang erhalten, mithin die Folgen des Alters und den Tod selbst möglichst lange entfernen. Zum Beweis, daß das lauwarne Bad den Puls nicht schneller mache (welches nur dann geschieht, wenn das Bad über 96 Grad warm ist und die Wärme des menschlichen Körpers um vieles übersteigt), sondern vielmehr den Puls vermindere, führt er *Marcards* Versuche an, welche mit den seinigen ganz übereinstimmen. Daß das Badwasser in den Körper durch die Einsaugung der Lymphgefäße eindringe, beweist er durch die Erfahrung des Capitäns *Konedý* und *Bligh*, welche auf einer gefährlichen Seereise ihre Kleidung in Seewasser tauchten, womit sie und ihre Mannschaft sich den dringenden Durst löschten und das Leben fristeten. *Franklin* erzählt auch, daß ein Mann, welcher eine Nacht hindurch nackend in einer feuchten Luft zugebracht hat, Morgens fast um 5 Pfund schwerer wog. Auch *Marcard* habe gefunden, daß ein erwachsener Mensch während einer Stunde im lauwarman Bade 4 Pfund Wasser eingesogen habe; indessen kann nach verschiedenen Umständen die Menge des eingesogenen Wassers verschieden seyn. Das durch die Haut eingesogene lauwarne Wasser sey also vermögend die flüssigen Theile unsers Körpers zu verdünnen und zu reinigen, die festen Theile biegsam, geschmeidig und reizbar zu erhalten, daher auch der im Alter einbrechenden Steifheit, Schwäche und der Abnahme der Wärme abzuhelfen und das Leben zu verlängern. So soll auch der berühmte Staatsmann und Naturforscher *Benjamin Franklin*, da er als Gesandter in England war, und bereits sein sechzigstes Lebensjahr zurückgelegt hatte, die Wirkungen des schnell herannahenden Alters schon empfunden haben, gegen welche ihm Doctor *Darwin* zweymal die Woche ein warmes Bad zu nehmen empfahl. Nachdem er von dem Gebrauch der Bäder bald eine gute Wirkung empfand, setzte er sie bis an sein Ende fort, und

blieb seines sorgenvollen Lebens ungeachtet stark und munter an Geist und Körper bis an seinen Tod, welcher im 84. Lebensjahre erfolgte.

Die Badecur zur Verlängerung des Lebens soll man beym herannahenden Alter anfangen, welches sich durch die Abnahme der Kräfte zu erkennen gibt, und gewöhnlich gegen das sechzigste Jahr eintritt, bey vielen jedoch früher, bey manchen später, je nachdem ein ordentliches oder in mancher Hinsicht unordentliches und ausschweifendes Leben vorangegangen ist. Die beste Zeit zum Baden ist Morgens 1 oder 2 Stunden nach dem Frühstück, oder, wenn dieses nicht seyn kann, gegen Abend wenigstens 4 Stunden nach dem Mittagstische. Nie soll man nüchtern oder mit vollem Magen baden; dergleichen auch beym Zorn, Arger, Schrecken und beym erhitzten Körper nicht in's Bad gehen, weil es leicht üble Folgen haben könnte. Das Bad muß nur lauwarm seyn zwischen 96 und 85 Graden des Fahrenheit'schen Thermometers, welches dem Körper wohl thut, man kann es auch mit dem Fusse oder mit dem Ellenbogen befühlen, weil das Gefühl der Hand abgehärtet ist und über die Wärme des Bades leicht täuschen könnte. Man badet Anfangs nur eine halbe Stunde und steigt nach und nach bis zu einer Stunde. In Rücksicht des öftern und längern Badens richtet man sich nach dem Erfolg und dem Rath des Arztes. Auch ist die Erkältung nach dem Bade sorgfältig zu vermeiden.

Außer dem Gebrauche der lauwarman Bäder zur Verlängerung des Lebens rathet der Verf. Ordnung und Mäßigkeit in jeder Art vom Genusse, und Arbeitsamkeit in der Lebensweise an, öfters reine und freye Landluft zu genießen, sich auf angenehme Art zu zerstreuen, Bäder zu besuchen u. s. w. Den Alten sey es rathsam, bey der einmal gewohnten Lebensweise in Arbeit, Essen, Trinken, Schlafen u. s. w. zu verbleiben, seinen Koffee, Wein oder Schnaps fort zu trinken, seinen Tabak fort zu rauchen oder zu schnupfen, sich wie gewöhnlich zu kleiden, und von dieser Gewohnheit, wo es die Nothwendigkeit erfordert, nur nach und nach mit Behutsamkeit abzuweichen.

Es ist nicht zu läugnen, daß die Befolgung aller dieser Verhaltensregeln zur Erhaltung der Gesundheit und zur Verlängerung des Lebens vieles beytragen kann, in sofern dabey auch die individuelle Constitution und das Temperament berücksichtigt werden, ob aber dem Gebrauche der Bäder als Lebensverlängerungsmittel der Vorzug vor der, der Leibesconstitution angemessenen Lebensweise in dem Grade gebühre, wie es der Verfasser behaupten zu wollen scheint, kann mit Recht bezweifelt werden, indem leicht mehrere

Menschen aufgezählt werden könnten, die ihr hohes Alter ohne eine Badecur nur ihrer Constitution und der angemessenen Lebensweise zu verdanken gehabt haben. Indessen wollen wir jene Vorliebe für die Bäder einem Brunnenarzte zu guten halten.

P o l i t i k.

Blick auf die neuesten Zeit- und Flugschriften.

(Fortsetzung.)

Betrachtungen eines Deutschen über die durch das Senatusconsult vom 16. November in Frankreich ausgeschriebene neue Conscription von 300,000 Mann. Wien 1813 bey Anton Straufs. 31 Seiten.

Diese Schrift enthält eine sehr interessante Zusammenstellung aller der endlosen Opfer, welche die französische Regierung in den letzten Jahren von Frankreich verlangt hat, und der verschiedenen Vorwände, Beschönigungen und Blendwerke, womit die Forderung dieser Opfer verblümt wurde. Der *sachkundige* Verf. verräth eine sehr genaue Bekanntschaft mit der Zeitgeschichte, und belegt alles, was er anführt, mit den Originaltexten der Quellen, woraus er geschöpft hat. Als ein Beytrag zur Charakteristik der französischen *Täuschungs-* und *Verblendungskunst* hat diese Schrift ein *bleibendes* Interesse, und verdient vorzüglich von allen denen fleißig gelesen zu werden, welche die Aufsätze des Moniteurs wie *Orakelsprüche* nachzubethen gewohnt sind, weil es ihnen an Urtheilskraft und politischer Kritik fehlt, sich auf den richtigen Standpunct zu erheben. Die Schrift ist auch später in die Europäischen Annalen aufgenommen worden, und als Verf. derselben wird Hr. *Pilat* genannt, der sich früherhin durch eine kleine Schrift über das Armenwesen bekannt gemacht hat, und gegenwärtig die geschätzte politische Zeitschrift: den österreichischen Beobachter redigirt.

Denkmal, dem Jahr 1813 gesetzt. Eine historisch-philosophische Betrachtung der Begebenheiten unserer Zeit und der Lage der Welt. Von *Machiavelli dem Jüngern.* Germanien, 1814. 29 Seiten in 8.

Das verflossene merkwürdige Jahr, in welchem Europens Wiedergeburt vorbereitet, und Deutsch-

lands Unabhängigkeit auf Leipzigs blutigen Feldern entschieden wurde, gibt dem denkenden Beobachter der Zeitbegebenheiten den reichhaltigsten Stoff zu ernstern Betrachtungen. Wer kann gegenwärtig schon mit Gewißheit bestimmen, welche Revolutionen in der politischen Welt, welche Umstellungen des Charakters, der Denk- und Handlungsweise der Nationen, welche Veränderungen in literarier, nationalökonomischer und commercialer Hinsicht als Resultate des denkwürdigen Jahrs in der Zukunft hervorgehen werden? Wer konnte unmittelbar nach den Niederlagen der Franzosen in Sachsen mit Bestimmtheit vorhersagen, was in weniger als einem halben Jahre mitten in Frankreich vorgehen würde? Die großen Ereignisse ließen auf große Wirkungen schließen — aber der Erfolg, welcher sich nun unsern Blicken entfaltet, die plötzliche Zertrümmerung des kolossalen Gebäudes, und die Vernichtung seines übermüthigen, vor Kurzem noch allgemein gefürchteten Schöpfers, — dieses Resultat übertraf die Erwartungen selbst der kühnsten politischen Combinationskraft.

Dem J. 1815, in welchem die Völker nach langer Erschlaffung endlich wieder zum Selbstbewußtseyn und zum Gefühle ihrer Würde gelangten, bleibt deshalb der wichtigen Folgen wegen, die es für die gesammte kultivirte Menschheit nach sich zog, ein ewig dauerndes Denkmal in den Herzen aller Zeitgenossen, ihm bleibt die dankbare Erinnerung aller kommenden Geschlechter, und ein ausgezeichnete Platz in der Geschichte der Welt, der europäischen Staaten und Menschheit! Allein, noch sind nicht alle Begebenheiten unserem Bewußtseyn klar geworden, der Strom derselben war zu rauschend und gleitete behende unsern Blicken vorüber, als daß wir alle Momente des wunderbaren Jahrs aufzufassen und zu würdigen im Stande gewesen wären. Wir kennen nur einzelne Lineamente, den Umriss des Ganzen und die innern Hauptzüge des großen Gemäldes; — die Ausfüllung, die Auftragung von Licht und Schatten und Vollendung müssen wir dem künftigen Geschichtschreiber überlassen. Daher kann auch jedes schriftstellerische, besonders historische Denkmal nur im höchsten Grade unvollkommen und in mancher Beziehung des großen erhabenen Gegenstandes unwürdig ausfallen. Nichtsdestoweniger müssen philosophische Betrachtungen über die uns bekannten Thatsachen und die nächsten Resultate der vorjährigen Feldzüge, die bereits allgemein erkennbar wurden, von unterschiednem Nutzen seyn, und in dieser Hinsicht verdient der unbekante Verf. der vorliegenden Schrift (der jedoch nach unserer Meinung seine

Anonymität sehr unpassend unter dem aus mancherley Rücksichten sehr abschreckenden Namen eines neuen Machiavells verhüllte) unsern ganzen Beyfall, da er seine Aufgabe auf eine so interessante Art gelöst hat. Schon der Anfang der kleinen Abhandlung ist für jeden Leser anziehend. Der Verfasser schildert den Zustand Europens, oder vielmehr der von Frankreich abhängig gewesenen Staaten vor dem Feldzuge nach Rußland. „Der Willkür eines Einzigen war ganz Europa fast schon unterworfen; ein eisernes Soldatenscepter erdrückte alles Große und Edle; ein finsterer Geist begann das in Europa allenthalben mehr oder weniger aufgegangene Licht schnell wieder zu erlöschen; ein frecher Lügensinn, der aller öffentlichen Schriften, der aller Pressen in Europa sich bemeisterte, drohte selbst der unbestechlichen Geschichte Hohn zu sprechen, und ihr der Wahrheit edles Kleinod zu entreißen; Deutschlands Schriftsteller mußten in Kerker wandern oder wurden erschossen; alle Gefühle für das Große und Gute, das Europa einst hatte, wurden als revolutionäre Gesinnungen verdammt und der empörten Welt das Gegentheil lügnerisch vorgespiegelt; die Wohlthaten eines freyen liberalen Verkehrs aller Nationen mit Füßen getreten, und durch ein Zöllnersystem, dessen düstre, menschenfeindliche und Rache gegen England schnaubende Grundsätze eine völlige Barbarey verkündigten, auf eine ganz unmenschliche Weise gefesselt, ja sogar als Unglück und Verrath an der Freyheit Europens dargestellt; durch ganz Europa hin brannten Haufen englischer Waaren, welche die Wuth über Englands Glück und Gröfse, mit der Unmacht verbunden ihm zu schaden, vernichten hiefs; Millionen armer Handwerker, Fabrikanten und Handlungsgehülfen ergriffen den Wander- und Bettelstab, oder vertauschten die friedliche Arbeit, gezwungen, mit dem Mordinstrumente, auf welches der Herrscher der Zeit alles Heil und alle Hoffnung setzte; — und ein unbeschreiblich dumpfes, banges und unterdrücktes Gefühl des Unglücks, der allgemeinen Verarmung und der sichtbar herannahenden Barbarey füllte die Herzen in dem grössten Theile des vor der französischen Staatsumwälzung noch so glücklichen Europa's.“

Die Betrachtungen über die Verdienste der Allirten um das Wohl Europens, die Vergleichung dieser Väter ihrer Völker mit dem despotischen Charakter des nun entthronten Beherrschers von Frankreich, die Schilderung seines tyrannischen Verfahrens in den letzten Jahren der Regierung sowohl gegen die Bürger des eigenen Staats, als der Nachbarstaaten sind durchaus wahr und herr-

lich gelungen. Wie treffend ist das Gemälde, das der Verfasser S. 9 von dem innern Zustande des unglücklichen Frankreichs macht, und wie richtig seine Ansicht von den wahren Ursachen des so plötzlichen Sturzes der unnatürlich aufgeblähten Macht, indem er sagt: „Staaten wie Frankreich, die viele Soldaten auf die Beine stellen können, sind stark, so lange sie es für gerechte, erhebende Zwecke, zum Wohl der Menschheit und nur selten thun; halten sie aber immer große Heere auf den Beinen, sind ihnen alle Friedensschlüsse nur Waffenstillstände und erschöpfen sie so durch zu lange Anstrengung alle physische und moralische Kraft, so ist gänzliche Ermattung und baldiger Sturz ihr unvermeidliches Loos. Ungeheure Kriegsmacht fängt damit an, daß sie ein Reich emporhebt, und endigt damit, daß sie es endlich aufreißt. — Das ist einmal Gesetz unseres Geistes und des gesammten Universums: daß nur das Wahre und Gute, das der ganzen Menschheit im Innern und Äußern Entsprechende, gilt und besteht; alles Falsche, Unlautere und Egoistische hingegen, wie sehr es auch äußerlich glänze, unaufhaltbar dahin stürzt, da es nichts in sich hat, wodurch es in dem menschlichen Geiste eine Wurzel der Fortdauer finden könnte. Staaten, die solcher falschen Politik sich hingeben, gleichen selbst dem Instrumente, das sie im ewigen Kriegführen stets voranstellen; wie bey der Lanze, heißt es auch bey ihnen: oben kling't's, unten ist's Holz! Und daher stürzt die äußere Gröfse, weil keine Liebe und innere Kraft sie zusammenhält, bey wirklicher Gefahr auch um so schneller zusammen, wie ein Thurm ohne Grundfeste um so leichter stürzt, je höher er ist.“

Was der Verf. zuletzt über die Hindernisse sagt, die das von den Staaten angenommene *Arondirungssystem* bey den Verhandlungen des allgemeinen Friedens bewirken könnte, möchten wir gerade nicht unbedingt unterschreiben. Die Behauptung, daß bey kleinern Monarchien, die, wie in Deutschland, schon durch den Genius einer Nation und Sprache verbunden sind, das geographische Ineinandergreifen der Besitzungen, das *einzige* äußere Mittel der Erhaltung einer wahren Einheit des Ganzen und der Sicherung des Verkehrs der einzelnen Glieder der Nation sey — diese Behauptung scheint uns schon aus mannigfaltigen Gründen, deren Anführung aber nicht hierher gehört, unrichtig — sie ist auch wirklich durch die Resultate der neuesten Erfahrungen vollkommen widerlegt. Auch kann uns das Raisonement des Verfs. nicht von der Falschheit der Meinung überzeugen, und zur Annahme des Gegentheils verleiten, daß nämlich ein Staat (*caeteris paribus*)

um so fester sey. je bestimmter er in sich abgeschlossen, und den andern gegenüber gestellt ist. — Die Entwicklung der Kräfte und Aufzählung der Völker, welche zu gemeinschaftlichem Zwecke, zur Bekämpfung der Revolutionshyder im schönsten Vereine fortwirken, sich im Mittelpunkte Frankreichs die Hände reichen, und bey nahe das Ziel ihres Strebens, den allgemeinen Frieden erreicht haben, ist vorzüglich anziehend. — Wer staunte nicht mit dem Verf.? Wessen Gemüth war nicht auf das Lebhafteste gerührt, bey dem Anblick der seltenen Harmonie, mit welcher Fürsten und Völker das große Werk begannen, und bis zum Ziele verfolgten? Wer überzeugte sich in unsern Tagen nicht aufs Neue von der ewigen Wahrheit der folgenden Sätze, womit diese Abhandlung geschlossen wird? „Die Macht der Herrscher besteht allein in der Liebe der Völker; die Freyheit der Nationen verletzt Keiner ungestraft; das Gleichgewicht der Staaten sichert allein den Frieden; und nur eine gerechte, edle, auf Wahrheit und Tugend gebaute, Politik, vermag zu bestehen, die falsche und trügerische hingegen trägt in sich selbst die Bestimmung ihres Untergangs.“

Ernste Worte der Vaterlandsliebe an Alle, welche Deutsche sind, und bleiben wollen. Deutschland im November 1813. (Ohne Angabe des Verfs. und Druckorts) 40 S. in 8.

Ein deutscher Mann, dessen frommer Sinn und warme Liebe für Vaterland und Religion aus den zahlreich angeführten Bibelstellen erkennbar ist, ermüthigt seine Landsleute zum heiligen Kampf durch die Erinnerung an die nun glücklich überstandenen Leiden und die Betrachtung der Ursachen, wodurch jene frühere Schmach und Bedrückung über das deutsche Volk gekommen sind. Vertrauen auf Gott und sich selbst, und die Hoffnung auf eine bessere Zukunft, die nur durch fortgesetzte Anstrengungen erreichbar ist, würden, nach der Meinung des redlichen Verfs., ihre Ausdauer und ihren Muth beleben, und das Ziel des allgemeinen Friedens um so näher rücken. Je größer die Opfer sind, die sie dem Bedürfnisse der guten Sache bringen. Die Warnungen, sich nicht einer allzu sichern Freude zu überlassen, und den tief gebengten, in seine Gränze zurückgeworfenen Feind nicht gering zu achten, sondern zu wachen,

damit der nun Rache und Verheerung sinnende Widersacher sich nicht aufs Neue ermanne, und über den kaum verlassenen deutschen Boden eine desto drückendere Geißel schwinde — sind nicht unbeherzt geblieben, und schon sieht Deutschland und mit ihm ganz Europa, den größten Theil seiner Wünsche erfüllt, der Weltbestürmer ist nicht bloß besiegt und gedemüthigt, sondern die unerbittliche Nemesis, die über die Rechte der Menschheit ewig waltende Gottheit hat ihn ergriffen, und seine gänzliche Vernichtung dem beispiellos mißhandelten und zertretenen Geschlechte zum Sühnopfer beschlossen. — Deutschlands Freyheit ist nun nicht mehr bloß errungen, sondern auch gesichert. Erfüllt sind die Verheissungen, die uns der fromme Seher verkündigte, wenn er sagt: „Es werden deutsche Fürsten wieder unter uns wohnen, wie Väter im Kreise ihrer Kinder, sie werden freundlich für uns sorgen, und Keines vergessen, der ihrer bedarf; unsere Bitten in deutscher Zunge werden sie anhören; unsere Klagen werden wir an sie bringen, unser Recht bey ihnen finden, nach alter deutscher Weise. Das allgemeine Unglück hat sie uns noch näher gebracht, als vielleicht Einige sonst waren; wir sind ihnen theurer geworden, weil die ungebührliche fremde Gewalt uns von ihnen schied, oder uns ihnen entfremdete, weil sie mit gebrochenem Herzen uns drücken mußten, weil sie umlagert waren von feilen Söldnern und knechtischen Werkzeugen des herzlosen Gebiethers. Sie werden wieder unsere väterlichen Führer seyn, und Eintracht, Biedersinn, Geradheit werden unter uns wohnen.“ — Das im Anhang befindliche Gedicht mit der Aufschrift: „*Aufruf an die Söhne des Vaterlandes, von Gustav Scholz.*“ ist vortrefflich, und gehört unter die gelingendsten und eingreifendsten Gesänge, welche die neuere Zeit hervorgebracht hat. Wer wird nicht durch das

*Auf! auf! wem Muth in dem Herzen noch schlägt,
Wem Furcht nicht die Seele vergiftet u. s. w.*

an Gleims vortreffliche Lieder für den deutschen Kriegermann (Grenadierlieder aus dem siebenjährigen Kriege) erinnert, derer kräftigen Inhalt uns gegenwärtig Arndt in so herrlicher Form, aber das Muster weit übertreffend, wiedergegeben hat!

(Die Fortsetzung folgt.)

Allgemeine Literaturzeitung.

N^{ro}. 40.

Freitag, den 20. May

1814.

Rechtsgeschichte.

Jus Culmense, cum Appendice privilegiorum et jurium selectorum municipalium et dissertatione historico-juridica, exhibitum cura Jo. Vinc. Bandtkii, Prof. Scholae juris et Adm. Acad. Vars. not. publ. duc. Vars. Vars. regiae societ. philom. sodalis. Warschau, bey Zawadzki u. Comp. 1814. 360 S. in 8. 2 fl. 15 kr. Preufs. Cour.

Die Dedication an den Bruder des Herausgebers in lateinischer, die Vorrede an den Leser in polnischer Sprache besagen: das Hr. Adam Nikolaus Mendrzecki schon längst mit einer Ausgabe dieses Culmischen Rechts beauftragt, Hr. J. V. B. einem Bruder des Universitätsbibliothecars zu Krakau diese Arbeit übertragen S. I—XVI. d. d. 20. Nov. 1813. Nun folgt eine sehr gelehrte und inhaltsreiche Abhandlung historischen und juristischen Inhalts von S. 1—64, die Herleitung (Wywod) des preussischen Rechts und namentlich des Culmer Rechts, des ostpreussischen Provincialrechts und des westpreussischen Landrechts. Rec. bedauert, das diese schätzbare Abhandlung nicht auch lateinisch ist, weil sie auch Ausländer in und ausser Preussen interessiren mus. Der kernigte Inhalt läst nicht guten Auszug zu. Vor dem XII. Jahrhunderte gibt es keine geschriebene Gesetze in Preussen. Das Magdeburger Recht wird unter den Kreuzrittern modificirt, und daher entsteht das Culmer Recht, welches zugleich mit dem Lübbischen in mehrern Gegenden des Landes eingeführt wird. Der alte Culm, um 1394 herkömmlich gesammelt, die ersten Ausgaben desselben gedruckt 1438 in Danzig, 1584 in Thorn, Änderungen des Culmer-Rechts durch die Willkür der Städte: Ungewissheit des Rechts. Die Masurischen Herzoge führen es in ihren Staaten ein im XIV. Jahrhundert. Hanow, Dogiel, Lengnich, Boehme's diplomatische Beyträge zur Geschichte von Schlesien

Fünftes Heft.

liefern treffliche Vorarbeiten, die Hr. B. alle mit Fleiß und Einsicht benutzt. Manches wird klar, was sonst ganz dunkel, ja wohl oft widersprechend war; denn der einzelne Sammler fixirt sich oft zu sehr nur auf einen Punct. Man sieht es, das Hr. B. Jurist und Geschichtsforscher zugleich ist. Von §. 27—36 ist die Frage gegen Ostrowski, v. Bröcker und Jekel abgehandelt, ob die sogenannte Korrektura Pruska, das revidirte preussische (westpreussische) Landrecht, wie es in den Voluminibus Legum steht, in Polen gesetzlich rechtskräftig gewesen? Hr. B. beantwortet die Frage verneinend und beschliesst diese ganz richtige Verneinung mit dem gerechten Lobe des Ausspruchs der kaiserl. österreichischen Regierung zu Lemberg d. d. 14. Decembris 1796. Hr. Jekels Behauptungen de successione kommen dabey sehr in das Gedränge. Aber es wird doch anbey zugestanden, das herkömmlich allerdings diese sogenannte Korrektura Pruska rechtsüblich in Foro gewesen. Hr. B. beweiset dies alles mit unwidersprechlichen Belegen. Man erfährt hier auch manchen traurigen Beweis von der Ignoranz der polnischen Juristen im XVII. und XVIII. Jahrhunderte. Sie fanden und finden zwar oft noch Amtsbrüder in Deutschland von gleichen Schlage, und Böhme citirt einen solchen Ehrenmann in Oppeln in Schlesien d. d. 1758, welcher bey einer Deduction in Erbsachen die Constitutiones electorales Augusti I. für das alte Sachsenrecht ansehen wollte. Indes war es doch, im Ganzen genommen, in Polen ärger als in Deutschland. Der weise Krasicki spottet selbst darüber, das der Richter in Polen geboren werde. Jeder Edelmann war Richter und Jurist. In Deutschland haben zwar die sogenannte Erbgerichte auch etwas ähnliches, aber die Jurisprudenz war doch nicht so erblich wie in Polen. Jeder Krautjunker (greczkosiey) glaubte sonst genug Kopf zu haben, zum Richter sich zu qualificiren, wenn er auch gar nicht die Rechte studirt hatte, und auch jetzt, setzt Rec. hinzu, gibt es dergleichen Kadis auf hi und wicz, wiewohl selbst

in der Turkey der Ulemma nicht ungelehrt seyn darf. Es war ja auch sogar bis 1792 gar nicht daran zu denken, dafs man in Polen auf den Universitäten Krakau und Wilna die Rechte studieren durfte, um ein Jurist zu werden. Es war genug, bey den ersten besten Juristen (Patron, Merenus) erst Applicant, d. i. Schreiber, sodann Palaestrant, d. i. Schreiber und Commis gewesen zu seyn; hatte der junge Applicant und Palaestrant genug Citationen, Manifeste, Repliken, Dupliken, Extracte und *Decrete* abgeschrieben, so ward er nun freygesprochen. Er gab einen Schmaus (den Doctorschmaus) und ward nun gesetzmässiger Amtsbruder seines Herrn, und wenn er kein Autodidact seyn wollte und konnte, so war er nichts mehr und nichts weniger, als ein gewöhnlicher Pakträger der Themis. Ohnediefs hatte auch die Themis von 1698—1764 in Polen wenig zu sagen, da leider damals die Barbarey und die Zeiten der Fehde wieder eingetreten waren, Zajazdy. Anders war es freylich von 1764—1792; indess das Rechtsstudium war doch immer das nämliche. Gut war es wenigstens, dafs jeder Edelmann bis 1772 sein Jesuiterlatein verstand, und so wie er Kopf hatte, doch den rechtlichen Herkomanus capirte. Des Lateins unkundige Juristen schienen aber doch nun jetzt auch im Herzogthum Warschau ein neues, nicht seltenes Phänomen zu seyn. Da bis 1772 fast jeder Edelmann sein Jesuiterlatein kannte, so war dies allerdings vormals der Fall. Aber nun scheint es doch dann und wann, so wie etwa in Deutschland auch hin und wieder, vorzukommen, und man glaubt, dafs die Kenntnifs des Naturrechts und der Landesgesetze in der Muttersprache hinlänglich sey. Es sind freylich nur traurige Exerptionen von der Regel, aber leider sind sie auch vorhanden. Nettelblatts hallische Compendien wimmeln bekanntlich von lateinischen Barbarismen und Schnitzern, und unter seinen Schülern fand man gar viele Unlateiner. So gibt es auch anderwärts moderne Juristen, die es bequemer finden, ihren Kopf mit dem Latein nicht zu beschweren, und nur das zu wissen, was der usus forensis verlangt.

Von S. 60—280 folgt das Culmische Recht selbst in lateinischer Sprache aus zwey sorgfältig verglichenen Handschriften. 1) Handschrift der Altstadt Warschau Proconsulis et Consulum civitatis S. R. M. Antiquae Varsaviae. 2) Handschrift der Bibliothek der Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften. Diese Handschrift war sonst ein Eigenthum des Grafen Joh. Friedr. Sapieha lithauischen Kanzlers. Hr. B. hat auch in den Text die Zusätze des Kuszewicz aufgenommen, aber dieselben durch Asterisken kenntlich gemacht, dafs man sie sogleich unterscheiden kann. Diese Zusätze aus Kuszewicz polnischer Übersetzung 1623, 1646 u. s. w. hätte

Rec. doch lieber an den Rand oder unter den Text der alten Handschriften mit veränderter Schrift gewünscht. Hr. B. sagt nichts davon, ob er diese Zusätze hat retrovertiren müssen oder ob er sie irgendwo lateinisch vorgefunden? Da Rec. die Verschiedenheiten der Handschriften alter deutscher Rechte sehr wohl kennt, so will er die Zusätze des Kuszewicz keinesweges als Interpolationen ansehen, er will gern glauben, dafs sie Kuszewicz in Posen vorgefunden; aber es ist doch sehr widrig, einen Text aus dem 14. oder 15. Jahrhunderte und eine Übersetzung von 1813 brüderlich neben einander zu sehen. So sehr Rec. es Hr. B. dankt, dafs er die Zusätze des Kuszewicz nicht übergangen, weil sie nicht unbeträchtlich sind, und die polnische Übersetzung hin und wieder herkömmlich statutarisch gesetzlich war, so unangenehm ist es Rec. dafs diese Zusätze nicht besonders unter oder neben dem Texte stehen. Es scheint, dafs Hr. B. aus Ökonomie, um das Buch wohlfeiler zu machen, diesen Weg gewählt habe, der vielleicht auch für die Faulheit manches Lesers der bequemste seyn dürfte. Dafs Hr. B. kein Neuling in der diplomatischen Behandlung der Urkunden ist, beweiset der schätzbare Anhang 281—336. 1) Die 1233 gegebene 1251 erneuerte Handfeste von Culm, die Quelle des Culmischen Rechts mit Varianten genau edirt. 2) Privilegium locationis civitatis Posnaniensis 1253 Locatio heifst hier nicht etwa die erste Erbauung der Stadt, sondern ihre Aussetzung zu deutschem Rechte, ihre Ansiedelung mit deutschen Bürgern. Der Bürgerstand in Polen stammt nämlich entweder ganz aus Deutschland her, wie z. B. in Krakau bis in das XV. Jahrhundert hinein der Fall war, oder wenn er auch gemischt war, so ward er ganz nach deutscher Sitte geformt. Diese Urkunde ist für den Geschichtsforscher sehr wichtig. Sie ist nirgends gedruckt, so viel Rec. weifs. Eben so auch 3) Privilegium locationis civitatis Lublensis 1378 ebenfalls nirgends gedruckt. 4—7) Vier Privilegien der Stadt Warschau 1413. 1563. 1566. 1736. 8) Literae Semoviti duris Masoviae 1254. sind schon bey Narszewicz und Paprocki, jedoch nicht ganz. 9) Translatio Dobeslai episcopi Plocvikae Proboszczowice 10) Privilegium Alexandri regis a 1504 Jo. et Jaroslav fratribus de Lasko datum. Die Stadt Lask. War sie vorher ein Dorf, oder war sie eine unprivilegirte Stadt? Hr. B. hat dies nicht bemerkt. Die Wichtigkeit des Anhangs macht dieses Buch auch jedem Geschichtsfreunde empfehlenswerth, der auch keine Notiz vom Culmer-Rechte nehmen wollte, weil es in Deutschland wohl nirgends gegolten haben mag, ob es gleich selbst ein deutsches Reich ist und bleibt, was wohl jedem Geschichtsfreunde bekannt seyn muß, wenn er die Geschichte der deutschen Ritter in

Preußen kennen will. Eine Geschichte, die wahrlich nicht minder wichtig ist, als die Geschichte jedes Churhauses in Deutschland, man mag eines nehmen, welches man will. Schon ihrer Sonderbarkeit wegen hat sie Rec. immer mit Vergnügen und Achtung studiert, wenn er gleich nie den Enthusiasmus hat huldigen können, mit welchem manche ostpreussische Gelehrte es gethan haben. Doch, es sey fern von ihm, diesen Enthusiasmus zu tadeln. Ohne ihn würden wir das nicht haben, was uns die reiche ost- und westpreussische Geschichte bietet. S. 337—352 Index capitum. 353—360 Index rerum.

Technologie.

Chemische Grundsätze der Kunst Bier zu brauen; oder Anleitung zur theoretisch - praktischen Kenntniss und Beurtheilung der neuesten und wichtigsten Entdeckungen und Verbesserungen in der Bierbrauerey; nebst einer Anweisung zur praktischen Darstellung der wichtigsten engländischen und deutschen Biere, so wie einiger ganz neuer Arten derselben. Von Sigismund Friedrich Hermbstädt, königl. preufs. Geheimen Rathe, der Weltweisheit Doctor und ordentl. Professor an der königl. Universität u. s. w. Mit zwey Kupfertafeln. Berlin 1814, bey Karl Friedrich Amelang. 8. Vorrede VIII, Text 367 S.

Durch dieses Werk entledigt sich Hr. Hermbstädt einer Verheissung, die er den nach rationeller Kenntniss ihres Gewerbes strebenden Bierbauern bereits in seinem Bülletin gethan hat, und sucht damit einem Bedürfnisse abzuhelfen, welches er in eben demselben Aufsätze als sehr dringend schildert.

In der Vorrede gibt der Verf. als Zweck der Bearbeitung und Herausgabe dieses Werks sein Bestreben nützlich zu seyn an; er erklärt es für das Resultat eigener Versuche und Beobachtungen und erhebt es dadurch über eine blofse Compitation; er verspricht sowohl denjenigen, welche mit den Elementen der Chemie bereits bekannt sind, als auch denjenigen, denen diese noch fremd sind, Befriedigung, und empfiehlt endlich dieses Werk als Handbuch bey Vorlesungen über die Bierbrauerey.

Der Verf. hat dieses Buch nach demselben Plane bearbeitet, der seinen Lesern schon aus den früheren Werken über einzelne technische Zweige bekannt seyn wird. Zuerst handelt er von den in der Bierbrauerey wirkenden chemischen Elemen-

ten und ihren Eigenschaften. Dabin rechnet Hr. H. den Wärmestoff, Lichtstoff, Sauerstoff, Stickstoff, Kohlenstoff, Wasserstoff, Schwefelstoff, Phosphorstoff. Der Wärmestoff kommt entweder adhärennd (z. B. im warmen Wasser) oder cohärennd (z. B. in den Wasserdämpfen), oder chemisch gebunden (wie in Luftarten) vor. Dafs die bey dem Malzen des Getreides bemerkte Wärme von dem freywerdenden cohärennden Wärmestoff herkomme, möchte Rec. nicht für ganz ausgemacht halten. Die Einrichtung der Thermometer, die Eintheilung ihrer verschiedenen Skalen, und ihr Nutzen ist, wie billig, besonders ausführlich abgehandelt. Von der Vertheilung der Wärme und von der verschiedenen Leitungsfähigkeit der Körper für die Wärme wird das Nöthige gesagt. Vom Lichte kommt nur so viel vor, als zur Erklärung des Feuers nothwendig ist, welches Hr. H. in Sonnenfeuer und Küchenfeuer eintheilt. Nach dem Urtheile des Recn. wären diese zwey Stoffe einer viel präcisieren und dabey doch falschlichen, ja mehr populären Behandlung fähig gewesen, wie der Verf. selbst in mehreren seiner frühern Werke gezeigt hat. Der Sauerstoff gibt dem Verf. Gelegenheit, die Theorie des Verbrennens zu entwickeln, Hierbey ist dem Rec. aufgefallen, dafs das Kraftmehl, das Gummi, der Zucker, Kleber, das Bier unter die natürlichen Oxyde gezählt werden, das Wasser aber ausdrücklich davon ausgenommen wird. Das schwarzfärbende Principium in der Kohle wird Kohlenstoff genannt. Er kommt im Getreide, Zucker, Weingeist, in Öhlen und vielen andern vegetabilischen Stoffen vor. In Verbindung mit Sauerstoff bildet er eine luftförmige Säure (es ist aber noch nicht gesagt worden, was die Chemisten unter einer Säure verstehen,) das kohlen-saure Gas. Beym Malzen des Getreides, bey einer schnell getriebenen Gährung der Bierwürze, so wie bey der Fäulniss aller vegetabilischen und mineralischen Substanzen entwickelt sich durch die Zersetzung des Wassers Hydrogen. Der Schwefel kommt im Kleber und in der Hefe vor. Der Phosphor in eben demselben, und als Säure in der Hülse der Getreidearten.

Der zweyte Abschnitt handelt vom Wasser. Es wird seine Zusammensetzung und sein Vorkommen unter allen drey Aggregatsformen angegeben. In der festen Form in Salzen, Erden und Steinen als starres oder trocknes Wasser; dann bey niederen Temperaturen als Eis. Das tropfbare Wasser erhält von 0 bis +80 G. R. adhärennden Wärmestoff, sobald aber das Wasser siedet, tritt der Wärmestoff damit in Cohäsion. Das Wasser löset viele Substanzen auf, daher kommt es nie rein vor. Die vorzüglichsten Verunreinigungen des Quell- oder Brunnenwassers; Mittel es zu prüfen: durch

Reagentien, Sauerkleesalz, mildes Kali, salpetersaures Silber, salzs. Baryt, Gallustinktur, rauchende Salpetersäure; dann durch Abrauchen einer gewogenen Menge bis zur Trockenheit, um das Verhältniß der fixen Bestandtheile zu finden. Mittel, schlechtes Wasser zu verbessern.

Im dritten Abschnitte wird von den in der Bierbräuerrey gebräuchlichen Getreidearten gehandelt. Rec. hört hier zum ersten Mal, daß der Weitzen in Sicilien wild wachse. *Triticum turgidum* wird von den Botanikern nicht als Varietät, sondern als eigene Art betrachtet, eben so *triticum sardinicum* unter dem Namen *trit. hordeiforme*. *Hordeum zeocriton* und *distichon*, sind auch keine Varietäten, sondern eigene Arten. Der Volksglaube, daß Gerste in Sicilien wild wachse, indem die Einwohner die *Agilops ovata* für wilde Gerste halten, sollte doch endlich nicht mehr in wissenschaftlichen Büchern vorgetragen werden.

Der vierte Abschnitt führt die Aufschrift: „Von dem Malzen des Getreides, von den dabey obwaltenden Ursachen (!), und von den Bestandtheilen des Malzes.“ Der Zweck des Malzens ist, den Kleber des Getreides auszuseiden, das Stärkmehl hingegen in Schleimzucker und Gummi zu verwandeln. Es wird durch drey Operationen verrichtet: durch das Einquellen, das Wachsen des Getreides, durch das Trocknen des dadurch gebildeten Malzes. Durch das Einquellen wird das Getreide von Schmutz und den tauben Körnern gereinigt, und mittelst des eindringenden Wassers zum Keimen vorbereitet. Kennzeichen, daß das Getreide zu diesem Zwecke gehörig vorbereitet ist. Das zu dieser Operation gebrauchte Wasser zeigt freye Phosphorsäure. Beym Wachsen des Getreides muß der Haufen jedesmal umgewendet (umgeschauelt) werden, wenn die freywillige Erwärmung bis auf 24—25° R. steigt. Wenn bey der Gerste die Wurzelkeime die Länge von 4—5 Linien erreicht haben, ist der Proceß des Malzens geendigt. Das Malzen des Weizens fordert mehr Vorsicht, weil sich bey diesem die Blattkeime gern mit den Wurzelkeimen auf derselben Seite, und gar gern zu gleicher Zeit entwickeln. Beym Malzen wird der Kleber zur Bildung der Wurzelfasern, das Stärkmehl zum Theil zur Bildung des Blattkeimes verwendet. Der grössere Theil des letzteren bleibt aber zu Schleimzucker und Gummi verändert zurück. Durch das Trocknen des Malzes wird das weitere schädliche Auswachsen desselben (weil der ganze Schleimzucker für den sich weiter ausbildenden Blattkeim verwendet werden würde) unterbrochen. Luftmalz, wenn das Trocknen durch die Luft oder auf der Darre durch eine Hitze bewirkt wird, die 40 Gr. R. nicht übersteigt. Auf der Darre erhält man nach dem Grade der Tem-

peratur entweder hellgelbes, bernsteinfarbiges oder braunes Malz. Der Grad des Darrens hat auf die Zeit, in welcher sich das Bier ausbildet und auf seine Haltbarkeit einen grossen Einfluß. Kennzeichen eines guten Malzes. Durch das Treten des gedörrten Malzes mit den Füßen wird es gefegt, d. h. von den Wurzelfasern befreyt. Das Malz wird nun etwas angefeuchtet, und dann geschrottet. Bestandtheile des Malzes: Sehr wenig unzersetztes Stärkmehl und zurückgebliebener Kleber, Schleimzucker, Gummi.

Der fünfte Abschnitt beschreibt das Einmischen des Malzes und die Erzeugung des Wert's oder der Bierwürze. Diese Operation hat zum Zwecke den Schleimzucker und das Gummi des Malzes in Wasser aufgelöst zu erhalten. Dabey kommt es auf das quantitative Verhältniß des Wassers zum Malze, auf die Dauer der Infusion, und dann vorzüglich auf die Temperatur des Wassers an. Die einzelnen Momente dieser Operation sind: das Eintheigen, das Einmischen und das Extrahiren. Der erhaltene Malzaufguss heisst Würze. Mittel, das Verhältniß ihrer Bestandtheile zu erforschen.

Der sechste Abschnitt ist der Beschreibung des Hopfens, der Kennzeichen seiner Güte, der Methode, ihn auf seine Bestandtheile zu untersuchen, und diese auf die, für den Zweck des Bierbrauens schicklichste Art zu extrahiren, dann seinen Surrogaten, endlich einigen andern minder gewöhnlichen Bierzuthaten gewidmet. Als Bestandtheile des Hopfens werden angegeben: ätherisches Öhl, Extractivstoff, Harz, Gummi. Das Extrahiren des Hopfens geschieht am besten in einer Destillirblase mit aufgesetzten Helm, und mit einer Vorlage durch eine zwey bis drey mal wiederholte Infusion die nicht über 24 Stunden währet, und wobey das Wasser nie den Siedepunct erreicht. Das dabey verflüchtigte Öhl erhält man in der Vorlage. Vom Extractivstoffe des Hopfens erhält das Bier die angenehme Bitterkeit, vom äth. Öhle seine Haltbarkeit. Als Stellvertreter des Hopfens werden genannt: Enzianwurzel, Bitterklee, Schafgarbe, Tausendguldenkraut, Kardobenediktenkraut, spanischer Hopfen, Quassienkraut, Wermuth. Hier in Wien haben die Bierbräuer vor einigen Jahren die Bewilligung angesucht, folgendes Verhältniß einiger bitterer und aromatischer Körper als Hopfensurrogat anwenden zu dürfen:

Unreife Pomeranzen	4	Loth
Myrrhen	$\frac{1}{2}$	—
Enzianwurzel	$1\frac{1}{2}$	—
Columbowurzel	$\frac{1}{2}$	—
Weisser Zimmt	$1\frac{1}{2}$	Qtl.
Raute	2	Loth
Tausendguldenkraut	2	—
Skordium	2	—

Sie haben zwar diese Bewilligung nicht erhalten; allein ihr Bier hat doch aufgehört, wenn auch nicht bitter, doch nach Hopfen zu schmecken. Als besondere Bierzuthaten werden aufgezählt: Süßholzwurzel, Lakritzensaft, Paradieskörner, Koriandersamen. Die Moskovade und der Zuckersyrup u. s. w. scheinen vergessen worden zu seyn.

Der siebente Abschnitt belehrt uns über die Natur der Würze, ihrer Klärung und die Versetzung derselben mit Hopfen. Die Würze klärt sich, wenn man den Eyweißstoff durch Kochen ausschidet. Um die Stärke der Würze zu prüfen, bedarf man zweyer Instrumente: des Hydrometers und des Sacherometers. Rec. meint, beyde Instrumente ließen sich in einem Areometer vereinigen, welcher das spezifische Gewicht von Flüssigkeiten (dieses heißt hier immer die spezifische Dichtigkeit) angibt, und mit einer Tabelle versehen ist, auf der man findet, wie viel Zucker die Lösungen desselben in Wasser mit jedem spez. Gewicht enthalten. Zu schwache Würzen werden durch Abdunsten konzentriert.

Achter Abschnitt. Von der Natur, Grundmischung und künstlichen Erzeugung der Hefe oder Bäreme. Die Hefe ist ein in voller Fermentation befindliches, mit vielen mechanisch eingemengten Materien verbundenes Bier, mit einem überaus reichen Gehalte an Kohlensäure. Sie ist entweder Ober- oder Unterhefe. Der Bierbrauer kann nur die erstere brauchen. Eigenschaften einer guten Hefe; Prüfung und Anwendung einer solchen trocknen Hefe. Bestandtheile der Bierhefe nach Westrumb. Westrumb's künstliche Hefe aus Gersten- und Weizenmalz, Bierwürze, Hopfen und Gersten- oder Weizenmehl. Hermbstädts künstliche Hefe nach seiner schon so oft bekannt gemachten Vorschrift, die sich von der Westrumb'schen im wesentlichen nicht unterscheidet.

Wie die Würze abgekühlt, und mit Hefe gestellt werden müsse, ist der Inhalt des neunten Abschnittes. Schnell muß die Würze abgekühlt werden, weil sie bey dem langen Stehen im warmen Zustande leicht sauer zu werden anfängt. Die Abkühlen geschieht im Kühltische. Die Temperatur, bis auf welche die Würze gebracht werden muß, ehe sie in die Gärungsbottiche geleitet wird, richtet sich nach der Temperatur des Gärungsraumes und dem spez. Gewichte der Würze, mit beyden steht sie im verkehrten Verhältnisse. Eine eigene Tabelle gibt die Temperatur der Würze bey verschiedenen Temperaturen der Atmosphäre, und bey verschiedener Dichtigkeit der Würze an. Die Menge der nöthigen Hefe richtet sich gleichfalls nach diesen zwey Umständen. Eine Tabelle gibt die Quantität der Hefe, bey verschiedenen Tem-

peraturen für jeden Centner des Malzes an, aus denen das Bier gebraut worden ist.

Der zehnte Abschnitt beschreibt die Phänomene der Gärung, erklärt diese und die Bildung der neu entstandenen Produkte. Nicht bey allen Bieren, und selbst bey demselben Biere nicht unter allen Umständen darf die Gärung gleich weit getrieben werden. Bey leichten Bieren gibt der Hestand der Hefe einen Maßstab ab; je höher die Temperatur im Gärungsraume ist, desto eher muß die Gärung unterbrochen, und das Bier gefasset werden. Starke Biere werden gefasset, wenn die Hefe um die Hälfte ihrer größten Höhe gesunken ist. Die schweren Lagerbiere bekommen kurz vor dem Fassen noch einen Zusatz von Hefe. Zu früh gefasstes Bier wird hafenbitter. Theorie der Gärung.

Elfter Abschnitt. Von der Pflege und Wartung des Bieres. Bey dem gewöhnlichen leichten Biere besteht sie vorzüglich im Nachfüllen, damit es die Hefe durch das Spundloch immer gut austossen kann. Starke Biere, die mehrere Jahre aufbewahrt werden sollen, können dieß nur in guten Kellern, in gut ausgepichteten Fässern, und bey vollständig verhinderten Zutritte der Luft. Soll das Bier in Bouteillen aufbewahrt werden, so wird es vor dem Einfüllen in der Tonne durch Hin- und Herbewegen aufgerührt, dann 30 Minuten lang ruhig stehen gelassen, damit sich die gröbereren Hefentheile wieder absetzen, dann mittelst eines mit Haartuch ausgefütterten Trichters eingefüllt, die Bouteillen mit neuen, oder doch wenigstens gut ausgekochten Korken verstopft und verpicht, dann im Sandkasten aufbewahrt.

Der folgende Abschnitt macht auf einige Zufälle aufmerksam, denen das Bier ausgesetzt ist, er gibt die Ursachen davon und die Mittel dagegen an. Das trüb werden des Bieres hat seinen Grund öfters schon in einer schlechten Beschaffenheit des Malzes, wenn dieses z. B. zu viel Colla besitzt, oder das Bier hat nicht gut ausgegohren, oder es hat übergohren. Der Genuß des trüben Biers ist der Gesundheit nachtheilig. Man klärt das trübe Bier durch Kochsalz, Hirschhorn, Hausenblase. Selbst das beste Bier enthält etwas Phosphorsäure und Äpfelsäure, es ist aber ein großer Fehler desselben, wenn sich Essigsäure darin bildet. Die Ursache davon ist der aufgelöste Kleisterschleim; die Veranlassungen zu heißes Aufgießen oder gar Kochen des Maisches, und die fortgesetzte Einwirkung der Atmosphäre. Im Anfange dieser Veränderung läßt sich das Bier noch verbessern, indem die schon erzeugte Säure durch Alkalien neutralisirt wird; seine fernere Haltbarkeit ist aber verlohren, es muß daher bald weggetrunken wer-

den. Schaal wird das Bier, wenn es seinen stechenden säuerlichen Geruch, und seinen pikanten Geschmack verlohren hat. Die Ursachen davon sind; unvollständige Gährung, Aufbewahren in schlechten Fässern, heftige Gewitter, schlechte Keller. Man verbessert diesen Fehler, wenn man die verlorene Kohlensäure wieder ersetzt, z. B. durch Zusatz von Weinstein mit Kreide.

Der Inhalt des dreyzehnten Abschnittes macht die Beschreibung der englischen und der brabantischen Malzdarre. Die Erfordernisse einer guten Malzdarre sind zweymahl im Anfange und am Schlusse des Abschnitts angegeben. Rec. zweifelt, daß jemand, der diese Malzdarren nicht ohnehin schon kennt, aus dieser Beschreibung eine deutliche Vorstellung davon bekommen wird.

Im vierzehnten Abschnitt wird über die Einrichtung der Braupfanne, und des dazu gehörigen Ofens das Nöthige gesagt; und die von Möllerrup verbesserte Braupfanne zur Nachahmung empfohlen. Das Wesentliche der Verbesserung besteht darin, daß durch die aus dem Ofen unter der großen Pfanne entweichende Hitze, Wasser in einer kleinen Nebenpfanne erhitzt, welches dann statt des kalten in die Hauptpfanne nachgefüllt wird, wodurch 25 p. C. an Brennmaterialien und 20 p. C. an Zeit erspart werden sollen.

Der fünfzehnte Abschnitt enthält den nöthigen Unterricht über die Brennmaterialien, und lehrt die Mittel, sowohl das Holz als die Steinkohlen und den Torf auf ihren Gehalt an eigentlichen Brennstoff zu prüfen. Auch Rec. kann durch eigene Erfahrungen die Behauptung des Verfs. bestätigen, daß klein gehacktes Holz mehr Hitze gibt, als in großen Stücken angewendet. Die Steinkohlen müssen etwas feucht gebraucht werden. Wegen des widrigen Geruches kann weder der Torf noch schlechte Steinkohlen zum Malzdorren gebraucht werden.

Der sechzehnte Abschnitt ist der reichhaltigste und praktische im strengen Sinne, indem darin Recepte zur Fabrication von 34 verschiedenen, theils englischen, theils deutschen Biersorten, und dann noch als Nachtrag Vorschriften zur Fabrication des Meths und des Mehlzuckerweins gegeben werden. Der Verf. theilt die Biere ein: in weisse, gelbe und braune. Er zählt im 447. §. 71 Sorten in alphabetischer Ordnung auf. Auch findet man darin eine kurze Geschichte der Bierbräuerey in England, und eine Beschreibung von Whitbread's Riesenbräuhaus. In den Vorschriften zur Bereitung der einzelnen Biersorten ist nebst der Quantität auch die Qualität des Malzes, dann die Menge des Hopfens und der übrigen Zuthaten für eine bestimmte Menge des zu brauenden Bieres; ferner die Zahl der Aufgüsse, die Menge und die

jedesmalige Temperatur des Wassers angegeben. Auch ist jedesmal die Extraction der angegebenen Hopfenmenge genau beschrieben. Nach den Vorschriften zur Bereitung der englischen Biere mögen wohl gute Biere verfertigt werden können, aber nur Porter (der Verf. schreibt Porter) oder Ehl (Ale) dürfte es nicht seyn.

Im siebzehnten Abschnitte wird ein Apparat beschrieben, womit man Versuche über die Bierbrauerey im Kleinen (auf 25—30 Berliner Quart Bier) anstellen kann. Im achtzehnten Abschnitte endlich werden die Verhältnisse angegeben, um die Biersorten, deren Bereitung im 16. Abschnitte im Großen gelehrt wurde, in dem eben beschriebenen Apparate im Kleinen auf 30 Berliner Quart darzustellen. Rec. kann nicht umhin, in Hinsicht der Schlüsse aus diesen Versuchen im Kleinen auf den Erfolg im Großen einige Vorsicht zu empfehlen, weil hier, so wie bey den meisten Gährungsprocessen die Schwierigkeit in ebendem Verhältnisse wächst, als die Masse unter einer gewissen Menge abnimmt. Hr. H. hat dieß gewiß erfahren, und er hätte darauf aufmerksam machen sollen, damit nicht jemand selbst seine Recepte verwirft, weil sie bey Versuchen im Kleinen einmal ein ungünstiges Resultat gegeben haben. Das ganze Werk schließt mit einem Catalog der wichtigsten Schriften über die Bierbrauerey, deren Zahl sich auf 31 beläuft.

Das vorliegende Werk muß als ein sehr schätzbarer Beytrag zu den Materialien einer künftigen Chemie für Künste und Gewerbe überhaupt betrachtet werden. Es scheint jedoch nicht, daß Hr. Hermbstädt bey der Bearbeitung seiner ersten Werke dieser Art den Plan gehabt habe, so viele nachfolgen zu lassen. Denn sonst würde er ohne Zweifel die allgemeinsten Grundsätze der Chemie in einem eigenen kleinen Werkchen vorausgeschickt, und sich in den späteren technischen Abhandlungen bloß darauf bezogen haben; anstatt dessen er sich jetzt genöthigt fühlt, bey jeder einzelnen Abhandlung mit diesen Fundamentallehren anzufangen, und also schlechterdings dieselbe Sache mehr als 10 mal abdrucken zu lassen. Dadurch wird er auch in der Ausführung so sehr beschränkt, daß wir in allen diesen einzelnen chemischen Vorbereitungen eine skizzirte Darstellung der Verwandtschaftslehre vermissen, deren Kenntniß doch gewiß erspriesslicher, als die mancher der beschriebenen Stoffe wäre. So meint Rec. z. B., daß ein Bierbrauer die Grundsätze, auf denen seine Kunst beruht, und die bey der Ausübung derselben vorkommenden Erscheinungen leichter verstehen wird, wenn er nicht weiß, was der Phosphor ist, als wenn er sich gar keinen Grund anzugeben weiß, warum wohl die einfr,

chen oder zusammengesetzten Stoffe unter gewissen Umständen ihre alten Verbindungen verlassen und neue eingehen. Wie kann man ohne Verwandtschaftslehre das Verbrennen, die Gährung, das Malzen u. dgl. m. erklären? Auch sieht man in diesem Werke, daß Hr. H. bey seinen Erklärungen häufig die Kenntniß der Verwandtschaftslehre voraussetzt.

Die Sprache in diesem Werke ist sehr populär, allein sie könnte dies eben so gut seyn, wenn statt der Ausdrücke placirt, operirt, producirt, Finalresultat u. dgl. die eben so bestimmten deutschen Wörter gebraucht, wenn statt specifisch dichter, spec. schwerer, statt spec. Dichtigkeit, spec. Gewicht, statt in einem mit Wasser übergossenen Zustande, mit Wasser übergossen u. s. w. gesagt würde. Der Verf. möge das Rügen dieser unvermeidlichen Folgen seines zwar sehr rühmlichen und sehr gemeinnützigen, aber doch zuweilen etwas zu eiligen Schriftstellereifers nicht unrecht deuten, und überzeugt seyn, daß der größte Theil der Leser diese unbedeutenden Mängel bey den großen wesentlichen Vorzügen des Buches gewiß übersehen wird. S.

Philologie.

P. Ovidii Nasonis Fastorum libri VI. Recensuit notisque instruxit Gottlieb Erdmann Gierig, Prof. et Gymnasiarch. Fuld. Lipsiae Sumtu E. B. Schwickerti. 1812.

In der Lesung lateinischer Dichter wird gewöhnlich der Anfang mit Ovid's Metamorphosen gemacht, welches Buch sowohl von Seiten des Inhalts, als der Form sich ganz dazu eignet. Ovid hat mit einer ihm eigenthümlichen Leichtigkeit und Anmuth diese mythologischen Dichtungen mitgetheilt, so, daß sie die jungen Leute unterhalten und auf diesem Wege allmählig in die poetische Sprache einweihen. In Hinsicht derselben hat sich Hr. Gierig durch seine Ausgabe ein großes Verdienst um Lehrer und Schüler erworben, welches auch dadurch gewürdigt erscheint, daß eine zweyte Auflage nöthig war. Aufgemuntert hierdurch, hat er auf gleiche Art die Fasti bearbeitet, welche unsers Wissens noch wenig auf Schulen gelesen werden. Sie sind zwar zu diesem Behufe weniger tauglich, als die Metamorphosen, da sie nicht allein einer sehr sorgfälligen Erklärung bedürfen, sondern auch schon wegen der Gegenstände weniger dichterischen Werth haben: dagegen sind sie aber reich an Belehrungen über die Religion und Gebräuche der Römer und insofern sehr zu empfehlen. Doch, wie wir glauben, nur

stückweise, etwa unmittelbar nach den Metamorphosen. Hr. Gierig fand außer dem, was von Heinsius und Burmann geschehen ist, wenig vorgearbeitet; dessen ungeachtet ist der Commentar sehr reichhaltig und läßt wenig zu wünschen übrig; auch ist die Critik gar nicht vernachlässigt, und hin und wieder der Text gegen Heinsius und Burmann abgeändert, worin wir aber mit dem Hrn. Verf. nicht immer übereinstimmen.

Vs. 2 hält es Hr. G. für gleich, ob canam oder cano gelesen wird: uns scheint das letztere feyerlicher, und dem heroischen Style anpassender. — Vs. 13 ist Caesaris aras richtiger mit Heinsius active erklärt, welches sowohl durch das vorhergehende Caesaris arma als durch den folgenden Vers bewiesen wird. — Bey Vs. 18 bemerken wir, daß wir nicht selten, wie in der Ausgabe der Metamorphosen, auf prosaische Umschreibungen poetischer Ausdrücke selbst dann stoßen, wenn diese nichts schwieriges enthalten: solche Erklärungen nehmen dem Dichter sein eigenthümliches Colorit, und lassen dem Schüler die Kraft dichterischer Ausdrücke entgehen, wie hier ingenium statt caditque vultu tuo umschrieben wird: ingenium meum valet aut frangitur, prout tu vultu vel sereno vel iniquo me respicis. Das muß der Schüler selbst auffinden. — Vs. 25 scheint uns si licet fasque nur das einfache si tibi placet zu bezeichnen, was zu matt wäre, da er seine Rede an den Germanicus, wie an ein höheres Wesen, richtet; diese feyerliche Formel stimmt auch gut zu dem folgenden auspice te, welches Hr. G. gegen den oft zu scharfsinnigen Bentley mit Recht vertheidigt. — Vs. 28 in anno suo; hier ist suo nicht ein eigenthümliches, von andern verschiedenes, sondern das Jahr welches er selbst, Romulus, festsetzte. — Vs. 39 populi eives heißt es im Commentar: wozu? die Römer waren gleich anfangs aus mehrern Völkerschaften gemischt, — dat annua jura nicht anuum digirit, sondern er gibt eine Verwaltung, welche von der Jahresdauer abhängt, so wie L. II. 851 capit annua consul jura. — V. 48. ist der Unterschied zwischen fasti dies und nefasti nicht genau auseinander gesetzt. Fasti dies sunt, in quibus jus fatur, i. e. dicitur, ut nefasti, in quibus non dicitur. Prisc. l. VIII. cf Gell. Noct. IV. 9. Über die ganze Materie Manutius de veterum dierum ratione. So bezieht sich das Folgende, Vs. 49. neu toto pestare dies etc. darauf, daß es „dies fasti toti“ gab, an welchen der Prätor den ganzen Tag hindurch Gericht halten konnte, und „dies fasti non toti“, an dem es ihm nur gewisse Stunden erlaubt war: alles dieses sind Gebräuche, welche die Römer selbst zu Ovids Zeiten nicht mehr genügend erklären konnten, und über welche nur Licht verbreiten würde, eine genauere Kenntniß der trü-

ben aber tief sinnigen ceremonienreichen Religion der Etrusker, welche gewissermassen europäische Ägypter genannt werden können, ohne jedoch dadurch im geringsten der Hypothese zu huldigen, daß sie von den afrikanischen abstammten hätten. — Vs. 60 sub adverso marte: es wird die Bemerkung von Hr. G. gemacht, daß adversi die feindlichen Götter sind, aversi solche, welche die Gebete nicht erhören: doch fehlen die beweisenden Stellen, wir führen an: Fast. I, 576 adversi viri, Fast. IV, 298 adversae aquae. Ovid. esc. Pont. III, 18. aversi dii. — Vs. 69 dexter ades patribus tuis Populoque Quirini, wird Janus angerufen. Es wird unentschieden gelassen, warum die Patres in besondern Schutz des Janus gestellt werden, wir glauben des Alters wegen, denn Janus ist der älteste Gott der Lateiner; hieraus widerlegt sich von selbst Burmanns gezwungene Conjectur tui, nämlich Martis: eben so wenig kann Quirine einen passenden Sinn geben, sondern populus Quirini muß als ein Ehrentitel angesehen werden. — Vs. 70 candida templa sollen so genannt seyn, von den die Tempel anfüllenden Menschen, welche am neuen Jahre glänzendweise Kleider trugen; dieß scheint uns sehr gezwungen, dagegen, viel natürlicher: glänzendweiß von Marmor und wegen ihrer Reinheit und Heiligkeit. — Vs. 185. Et data sub niveo candida mella cado. Hier ist die gewöhnliche Lesart condita: Heinsius aber hat auf das Ansehn einiger Mss. sub niveo candida mella favo gegeben, welches Hr. G. mit Recht wegen der Häufung der Beywörter niveus, candidus tadelt, aber auch seine Abänderung billigen wir nicht, sondern lesen condita - favo. Man setze den Honig in seinen Scheiben auf den Tisch; sub würde nicht zum Gefäße (cadus) passen. — Vs. 208 levis argenti lamina crimen erit, mit folgender Note: laminam fere scriptores ponunt, quando contentim de argento aut auro loquuntur. Horat. Od. II, 2. 2. inimice laminae: ganz recht, aber warum das hier? lamina ist ganz eigentlich zu verstehen tenuissima quaeque. — Vs. 296 dünkt uns propositi statt promissi besser. — 299 vitisque locisque humanis; locis ist mit Heinsius und andern Herausgebern gesetzt, ohne daß der alten vulgata *jocis* nur Erwähnung geschieht: wir vertheidigen diese mit Scaliger, und glauben, daß *jocis* besser zu *vitis* paßt, so wie zu den folgenden Versen, wo die menschlichen Scherze (*Venus, vinum*) und Fehler (*levis ambitio* etc.) näher bezeichnet sind. Wir würden *jocis*, durch *Tand* übersetzen. Auf diese Bemerkungen beschränken wir uns, indem wir die wesentlichen Vorzüge dieser Ausgabe anerkennen.

Böhmische Literatur.

Muza Moravská w patero Oddělených obsahující duchovní, mravní, polní, veskoobčanské a starowlastenské hanácké písně Skladatelů vlastenských, k prospěchu a k vzdělání moravských Wlastenců. Složená od Josefa Hermána Gallase, vydaná od Tomáše Fryčage Kněze. W Brně, 1813. (Muse von Mähren in fünf Abtheilungen; enthaltend: geistliche, moralische, Feld-, Dorf-, ländliche- und altvaterländisch-hanákische Lieder von verschiedenen Verfassern, zum Nutzen und Bildung der Mährer. Verfaßt von Joseph Hermann Gallasch, herausgegeben von dem Priester Thomas Fryczay. Brünn, 1813.)

Seit Simon Lomnický von Budecz im 16. Jahrhundert, hatten die Slaven des böhmischen Dialekts keinen solchen Volksdichter aufzuweisen. Ein für das Volk falscher Styl, die fließenden Verse, (zwar nach der alten Prosodie, die nur Sylben zählt, aber nicht *misst*.) die Leichtigkeit im Ausdrucke, und besonders der höchst moralische Inhalt dieser Muse erhöht ihren Werth ungemein. Schon lange klagten Lehrer über den Mangel eines schicklichen Buches zu Belohnungen ihrer Zöglinge; diesen Mangel hilft nun aber der Hr. Verf. ab, so, daß es zu wünschen wäre, daß dieses Büchelchen, wovon bereits drey Abtheilungen erschienen sind, nicht nur die Auswahl der Jugend, sondern insgesamt alle Schulkinder hätten. Das Einzige, was man diesem Dichter ausstellen möchte, ist, daß er Provinzialismen, welche in der böhmischen Schriftsprache bisher nicht zu finden sind, aufgenommen hat; uns ist dieß aber sehr willkommen, denn auf diese Weise kommt manch slavisches Wort zum Vorschein, und die Sprache gewinnt dadurch. Rec. ist kein Cruscant, und kann sich mit Leibnitz rechtfertigen, der es aus guten Gründen eben so wenig war. Am wenigsten wird eine Crusea unter Völkern von lebensvollen Originalsprachen je aufkommen. Weniger zu billigen ist, daß der Verf. (zwar selten und meistens um Reime zu bekommen) wider die Grammatik construirt, z. B. Ach! což gest to zapřihoda statt přihodu; ferner: gá w něm na mau wěru žádnau blaženost nemůž widět statt: žádné blaženosti nemohu widět, u. s. w. Endlich sind viele orthographische Fehler eingeschlichen, was man aber dem Hrn. Verfasser, der vom Druckorte entfernt, alt und kränklich ist, nicht zur Last legen darf. Wir sehen der baldigen Erscheinung der noch rückständigen drey Abtheilungen entgegen.

Allgemeine Literaturzeitung.

N^{ro.} 41.

Dienstag, den 24. May

1814.

Geburtshülfe.

Neue Annalen der Geburtshülfe, von George (!) Wilhelm Stein. Ersten Bandes erstes Stück. Mit einer Kupfertafel und dem Bildnisse Joh. Pet. Weidmanns. Mannheim, bey Tob. Löffler. 1813. 8. 207 S.

Herr Stein zieht alles vor sein Tribunal, was im Laufe der Zeit geburtshülliches gedacht, gethan und geschrieben wird, und hält darüber Gericht, wovon seine Annalen die Acten sind. Wir vermessen uns nicht zu bestimmen, wie weit Hrn. Steins Ansprüche zum Censor- und Richteramte durch scientifiche Superiorität begründet werden; allein, daß ihm die zu den Functionen dieses Amtes gehörige ruhige Temperatur des Gemüthes abgehe, daß seine Procedurart tumultuarisch, die Gesetze einer anständigen Förmlichkeit verletzend, daß der Ton in seinen Vorträgen anmaßlich und leidenschaftlich, die Manier ungeberdig, gehässig, die Sprache verworren, ungelentig, nicht selten trivial und sogar undeutsch sey, darüber liefert jedes Blatt seiner Annalen den vollgültigsten Beweis. Daher die ungünstige Aufnahme dieser Annalen, und der Mangel an gerechter Würdigung selbst des Guten, was sie enthalten. Will Hr. S. durch seine kritische Arbeiten nicht bloß erbittern, sondern belehren und nützen, so hefligsige er sich einer würdigeren Kritisir-Methode, und opfere nicht die Rücksichten, die ein Schriftsteller dem Publikum und sich selbst schuldig ist, einer unglücklichen Originalität auf. Nach dieser uns nöthig geschienenen Einleitung, womit wir Hrn. S. nicht beleidigen, sondern nur verständigen wollten, wenden wir uns zur Anzeige des vorliegenden Annalen-Stückes.

In der Vorrede sagt uns Hr. S. sehr naiv, daß „ihm das Ding (*neue Annalen*) nichts angehe“ sondern nur den Verleger, der einen neuen Titel haben wollte, weil er selbst ein neuer ist. (Von den Fünftes Heft,

vorigen zu Leipzig bey *Bart* gedruckten Annalen sind 5 Stücke in 3 Jahrgängen erschienen.) Die Einrichtung ist die alte geblieben. Den Anfang macht eine *summarische Uebersicht der Vorfälle in der Entbindungsanstalt zu Marburg, während der Jahre 1810 und 1811.* Im ersteren Jahre fielen 61 Geburten vor, worunter 1 Stirn-, 1 Steifs-, und 1 Zwillingsgeburt, und 2 todt Kinder waren. Die Zange wurde vier Mal angelegt. Das zweyte Jahr lieferte 85 Geburtsfälle, darunter 81 Kopf-, 2 Gesicht-, 1 Steifs-, und 1 Wendungsgeburt. Die Zange wurde auch in diesem Jahre 4 Mal angewendet, und zwar zweymal wegen wilder (!) Wehen, 1 Mal wegen Enge des Beckens, und 1 Mal bey Convulsionen. Das Kind wurde in dem letztern Falle erhalten, in den drey ersteren Fällen nicht. Die Gesamtzahl der Todgeborenen beläuft sich auf 10 Kinder, von denen aber die mehrsten nicht ausgetragen waren. Von den Müttern starb Eine am ersten Tage des Wochenbettes plötzlich ohne zu entdeckende Ursache. *Beleuchtung der drey den Fakultäten zu Paris und Berlin von dem Hamburger Arzte, Hrn. Dr. Wigand, vorgelegten geburtshüllichen Abhandlungen u. s. w.* Eine Kenntnißreiche, gehaltvolle Analyse, der nichts abgeht, als ein ruhiger, besonnener Vortrag. In Hinsicht der ersten Abhandlung, welche Vorschläge zu einer bessern Methode des Kaiserschnittes enthält, deren wichtigster darin bestehet, den Uterus nach der Operation in das Becken zu drücken, wird nicht nur die Unausführbarkeit dieses Vorschlages bey engen Becken, d. h. bey solchen, welche den Kaiserschnitt nothwendig machen, dargethan, sondern auch die Originalität dieser Idee bestritten, und ihre Abkunft aus Hrn. Steins Abhandlung über die Kaisergeburt vom J. 1803 nachgewiesen. Die übrigen Bemerkungen enthalten manches Gute und Beherzigenswerthe über das Detail dieser Operation und ihres Verbandes. Die zweyte Abhandlung, welche einen neuen Beckenmesser zum Gegenstande hat, gibt Hrn. St. Gelegenheit, viel Wahres und Nützlichendes über den vermeintlichen Werth dieser geburtshüllichen Geräth-

schaft überhaupt zu sagen, ihre Unzulänglichkeit, und was das wichtigste ist, ihre Entbehrlichkeit aus anschaulichen, wenn auch nicht eben neuen Gründen, die aus richtigen Indicationen zur Geburt auf gewöhnlichem oder ungewöhnlichem Wege geschöpft sind, zu beweisen, und eine geschickte Hand mit so vielen andern erfahrenen Geburtshelfern jedem künstlichen Messungswerkzeuge den Vorzug zu vindiziren, wobey dann, wie sich es von selbst versteht, Hr. *Wigand* mit seinem neuen Beckenmesser sehr übel wegkommt. Bey Gelegenheit der dritten Abhandlung, welche Hr. *Wigand*s bekannte Vorschläge zur Rectificirung der Kindeslage durch äussere Handgriffe um die Nothwendigkeit der Wendung zu umgehen, betrifft, über welche Hr. St. sich schon früher an mehreren Orten öffentlich erklärt hat, wird dem Erstern vorgeworfen, daßs er von allen diesen Einwürfen keine Notiz genommen, sondern das Frühere „mit allen alten Unvollkommenheiten wiedergegeben“ und die einzige neue Beygabe, nämlich das Zuhilfenehmen der Wehen während des Verlaufes der eigentlichen Fufsgeburt, von *Deleurye* und *Boer* entlehnt habe. *Ueber ein höchst seltenes Beckenpräparat.* Die Mißgestaltung dieses Beckens ist in der That höchst selten, und um so merkwürdiger, als sie die Wirkung einer gichtischen Metamorphose ist, und sich bey einer Frau zutrug, welche vorher mehrere ausgetragene starke Kinder, wovon das jüngste, eine Tochter, bey dem Tode der 45jährigen Mutter noch am Leben, und 11 Jahre alt war, auf die gewöhnliche Art geboren hatte. *Ist dem Levret'schen Perforatorium mit der von Siebold neuerlich gegebenen Krümmung alle Vollkommenheit gegeben?* Der Verf. scheint dem von *Stein* d. ä. in Vorschlag gebrachten *Levret-Smellie'schen* Perforatorium mit *Orme'scher* Spitze wegen der Haken, die am *Siebold'schen* fehlen (und wirklich sehr entbehrlich sind), den Vorzug zu geben. Was er über die Nachtheile der Krümmung dieser Instrumente sagt, hat durchaus seine Richtigkeit. *Mißbrauch der Zange und Hintansetzung des Perforatoriums.* Das Thema ist gut gewählt und dürfte, gehörig durchgeführt, ein Wort zu seiner Zeit heißen. Aber Hr. St. verdirbt alles, auch das Beste, durch seine tolle Manier. Man höre nur den Anfang dieser Diatribe: „Auch die Zange kann durch zu große Zumuthungen mißbraucht werden; die forcirten Zangenoperationen müssen der Kunst mehr und weniger zu Schimpf und Schande, oder vielmehr dem gebährenden Geschlecht zu Noth, Jammer und Elend gereichen. Aber nicht jeder kennt Schimpf und Schande; wäre diesem nicht so, wie brächte sich wohl mancher selbst, und das zwar so ganz unbefangen, mit Schimpf und Schande unter die Leute!“ Ganz unterschreiben wir übrigens die *Maxime* des

Verfs., daßs „nicht perforiren wollen, stets löblich, menschlich, aber nicht perforiren, öfters unklug, unmenschlich sey.“ *Assalini's Beinzange.* Seine Perforationsmethode und Apparat seyen Beweise von Unkunde und Unerfahrenheit, die Beinzange ausgenommen. Diese letztere verdiene gegen die *Société d'émulation* zu Paris, welche gerade dieses Instrument tadelt, indess sie die verwerflichen Perforations - Instrumente preise, in Schutz genommen zu werden, wenigstens die Idee zu dieser Erfindung, wenn auch nicht die Beinzange selbst. *Ueber den Einfluss gewisser Muskeln am Becken auf Veränderung der Lage des Kopfs bey der Geburt* gegen Hr. *Wigand*, wobey die *Parvitas materiae* (die Widerlegung ist einige 20 Zeilen stark) ausfällt. *Was kann wohl die Kinder in der Geburt nicht getödtet haben, wenn sie dabey am Leben bleiben?* Hr. St. will durchaus originell seyn, auch im Fragen, wie hier. Die Antwort hebt mit einem witzigen (!) Gedanken an: „Löblich ist es immer, den Kopf brauchen zu wollen, um mit den Füßen voraus nicht sterben zu lassen.“ Im Verfolge werden die verschiedenen Meinungen älterer und neuerer Schriftsteller über den Grund des Sterbens der Kinder im letzten Stadium der Wendungs- und Fufsgeburten gewürdigt, wobey wieder Herr *Wigand*, wie immer, das Bad ausgießen muß; Hr. *Jörg* im Vorbeygehen (ein wenig) mißhandelt Hr. *Assalini* als Geburtshelfer aber vollends der Stab gebrochen wird. *Das Neuere und Neueste in der Geburtshülfe.* Den bey weitem größten Raum dieser Rubrik, die fast die Hälfte des ganzen *Annalenstückes* ausmacht (von S. 117—191), füllen Büchernotizen an, die Hr. St. nach seiner Art kommentirt. Wir wollen die weniger bekannten, oder durch Hr. St. originelle Commentirart merkwürdig gewordenen Schriften ausheben. Unter die erstern zählen wir folgende drey Marburger Dissertationen: a) *Versionis foetus in utero partusque pedibus praevis recentissimam conditionem ac Statum, et quam late patet, ambitum exponit Diss. a. Conr. Laporte 1811. 8. 47 S.* — b) *Cubillum seditiumque usui obstetr. inservientium recentiss. conditionem ac statum exponit Diss. a. Georg. Grau. 1811. 8. 64 S.* — c) *De orificio uteri in versione foetus vi mechanica non nisi scite cauteque dilatando a Potthoff. 1812. 8. 24 S.* Ferner die *Tübinger Dissertation: De nexu ovi humani cum utero et restringenda in abortu haemorrhagia, praes. Antonrieth a. T. Fr. Schmauer 1811.* Mit der in dieser Diss. nach der *Reil'schen* Idee des polaren Wechsels und Überspringens von Contraction und Expansion vorgeschlagenen Methode, das Blut durch den Tampon zu stillen, und dadurch die völlige Lostrennung und Ausstossung des Eies einzuleiten, ist Hr. St. nicht einverstanden, indem dieses „heisse, eine Person mit ihrem eignen Blut

kuriren wollen, und solche Apotheke zu kostbar sey" (S. 150); desto mehr aber damit, daß „der alten Nachbeterey von einer Sache, welche überdem in der Lehre der Geburtshülfe bisher usurpirt wurde, nämlich von dem steten Bestehen der Placenta aus einem mütterlichen und kindlichen Theile, wobey sogar nicht einmal an Unterschied nach Zeit oder Masse gefragt wurde, ein Ende zu machen, häufig gestrebt wird." (Rehr natürlich! denn Hr. Jörg ist ein Vertheidiger dieser Sache, und alles, was diese Abkunft hat, wird von Hrn. St. perhorreszirt. *Welche Indicationen bestimmen uns zu der Anwendung der verschiedenen Arten der Untersuchung? u. s. w. von Dr. G. Schnaubert in Jena.* (Aus den Altenburger Annalen Jul. 1812.) Der Verf. gab in diesem sonst gut geschriebenen, wenn auch nicht klassischen Aufsätze einige Blößen. Hr. St. begnügt sich nicht damit, diese Blößen aufzudecken, sondern er gebärdet sich dabey so unanständig, daß man Ärgerniß nimmt, und sich unwillkürlich jenes alttestamentarischen Sohnes erinnert, der die Pudenda seines berauschten Vaters verspottete. *Schriften zur Beförderung der Kenntniß des menschlichen Weibes im Allgemeinen und zur Bereicherung der Geburtshülfe insbesondere, von J. Chr. G. Jörg u. s. w. 1. Thl.* 1812. Hr. St. findet an diesem Buche, welches die Leser unserer Lit. Zeit. aus No. 45 des vorigen Jahrganges von einer vortheilhaften Seite kennen, alles anstößig und tadelnswürdig, selbst bis auf Dedication, Titelkupfer und Titulatur des Verfs. Seine Analyse ist eine wahre Leichenzergliederung, wobey es sehr langweilig und eckelhaft, auch wohl mitunter ein wenig pöbelhaft zugeht. Wir können es unmöglich über uns gewinnen, den geehrten Lesern unserer Zeitung Beweise vorzulegen, aus Furcht, sie zu beleidigen, und uns zu besudeln. Möge Hr. St., der mit seinen anatomischen Demonstrationen schon 51 volle Seiten anfüllte, ohne noch zur Hälfte des Buches gekommen zu seyn, zur Besonnenheit kommen, und seine Drohung, diese Arbeit im folgenden Annalenstück fortzusetzen, unerfüllt lassen! Die letzte Rubrik der gegenwärtigen Annalen ist überschrieben: *Anekdoten, Nachrichten, neuere Ereignisse, Berichtigungen, Rügen etc.* Man erfährt da mitunter wunderliche Dinge, z. B. daß der würdige Herausgeber der *Lucina* nicht wisse, was ein Pelvis compressa sey, daß Mancher (Wer?) zurück in seinem Fache sey, und doch Lärm schlage, wie 10 Regimentstambouren, weil Er in seiner Anweisung zum Examen bey Schwängern (B. V. St. 1. S. 41) auf den Umstand Rücksicht zu nehmen vorschreibt, ob eine Schwangere durch eine künstliche Fuß- oder Steißgeburt etc. sey zur Welt gekommen, in welchem Falle ein Druck auf das Becken bey unmethodischer Entwicklung des Rumpfes vielleicht den

Grund zu einer Mißstaltung und Verengerung gelegt haben könne; daß im Frühjahr 1811 zu Halle von Hrn. Prof. *Senff* der Kaiserschnitt an einer Frau, die schon mehrere lebende Kinder natürlich geboren, soll (man höre: *soll*; denn Hr. St. gesteht selbst, daß er Alles nur von Hörensagen habe, und ist so honett, die Widerrufung im nächsten Annalenstücke zu versprechen, wenn sich indessen die Sache nicht bestätigen sollte,) gemacht worden seyn, und das zwar bloß wegen einer härtlichen, länglichtrunden Geschwulst von der Größe eines kleinen Gänseeies in der Beckenhöhle, die, wie Hr. St. meint, und „zur Ehre Halle's, zum Ruhm unserer Kunst und zur Verwahrung seines Hrn. Collegen" hofft, unmöglich für ein rechtmäßiges Indicans zu dieser Operation habe angesehen werden können; daß Hr. Garnisonsmedicus *Michaelis* den 30. August 1811 gestorben sey, und daß er, Hr. St., wünschte, nie nöthig gehabt zu haben, etwas wider seine Logik u. d. zu sagen (auch die Todten läßt Hr. St. nicht ruhen); daß Hr. Jörg ein „so oft aus Leidenschaft, nicht aber durch Vernunft und Erfahrung geleiteter junger Mann in Leipzig sey, der das drolligste Zeug gegen die alte Lehre, bey Umkehrung des Uterus mit anhängender Placenta nur an das Zurückbringen des Ganzen zu denken, aufgebracht", aber nicht erschüttert habe u. s. w. Zum Beschlusse gibt uns Hr. St. noch eine erbauliche Entbindungsgeschichte zum Besten, wovon einer seiner Schüler der Held des Stückes ist, und wobey er in bittere Klagen ausbricht, daß „auch bey ihm nicht alles gerathe, daß Mancher seiner Schüler ein Schwachkopf, ein anderer ohne Vorbereitung, ein dritter voller Vorurtheile, ein vierter von einem unglücklichen Temperamente" u. s. w. (Wer mag die ganze Jeremiade hersetzen!) sey. Man sieht, Hr. St. muß wüthen, und sollte es gegen seine eigenen Eingeweide seyn.

Schöne Wissenschaften.

Childe Harold's Pilgrimage, a Romaunt: and other Poems, by Lord Byron. Fifth Edition, London: printed by J. Davison, Whitefriars, for John Murray, (removed to) Albemarle Street; William Blackwood, Edinburgh; and F. Canning, Dublin. 1812. 390 S. 8.

Der Continent ist seit mehreren Jahren, aus Mangel an freyern Austausch von Ideen und Gütern mit der Literatur der Britten überhaupt, und mit ihrer neuen Poesie insbesondere, ziemlich unbe-

kannt geblieben, und recensirende Journale, die länger als das unsrige existiren, und daher weiter zurück in die Vergangenheit zu blicken verbunden sind, werden Vieles nachzuhohlen haben; aber selbst diesen wird bey der aufgehäuften Menge des Reichthums die Wahl schwer werden, und so manches Mittelgut, das bey ordentlichem Laufe der Packetboote sich mit Lob oder Tadel der öffentlichen Aufmerksamkeit aufgedrungen hätte, muß nun schweigend zurückgelegt werden, weil zu viele Titel heraufdringen in die Recensentenfeder. Eine mehrjährige Buchhandelsperre ist eine kleine Probe der Nachwelt für lebende Schriftsteller. Nach der Bücher Quarantaine eines Decenniums bleibt vieler Wust in Versen und Prosa, den man sonst aus langer Weile oder aus Recensentenpflicht mitgenommen hätte, unaufgeräumt, und man greift nur nach dem Vorzüglichsten, nach dem wenigstens zuerst, was in seinem Geburtslande durch die öffentliche Stimme diesen Rang erhalten und behauptet hat. Wenn wir also auch mehrere Jahre hinter uns blicken wollten in die poetischen Wälder brittischen Poesie, würden doch vor Allen nur zwey Dichternamen, *Scott* und *Byron*, unser ganzes Interesse auffordern. Die herrlichen Werke des ersten wie die (schon im vorigen Jahrgange angezeigte) *Lady of the Lake*, *the last lay of the Minstrel*, *the Minion* liegen der Zeit ihrer Erscheinung nach, jenseits des chronologischen Bezirks unserer Cerichtsbarkeit; aber den Früchten der Muse Lord Byron's gebührt allhier nicht nur als den neuesten, sondern auch als den besten Erzeugnissen des brittischen Parnasses unserer Tage, der Platz vor allen.

Der vor uns liegende Band enthält aufser zwey Probegesängen des großen, auch in diesen Blättern schon vormals genannten Gedichtes *Child Harold* mehrere Iyrische Kleinigkeiten, vorzüglich aber sehr kenntnißreiche Noten über Örtlichkeiten und Charakterzüge der heutigen Griechen und Türken, alle wie die Scenengemälde des großen Gedichtes an Ort und Stelle durch lebendige Anschauung aufgefaßt, und mit lebendigen Farben aufgetragen. Der Titel *Child Harold* ist etwa nicht als *Kind Herold* zu verstehen, sondern ist ein eigner, alten englischen Romanzen nachgeahmter Name, wie z. B. *Childe Waters*, *Childe Childers*. Eine Frage, die Rec. nicht entscheidend zu beantworten wagt, wäre jedoch, ob dieses Child nicht gerade dasselbe sey wie *Ibn* und *Ben* im Arabischen und Hebräischen *Sohn* oder *Kind*, sey es nun im wirklichen oder figürlichem Sinne wie *Ibn Chaledun*, *Ben David*, *Benjamin* u. s. w. Wie dem nun sey; *Child Harold* ist der Name des reisenden Sängers, der in einem Gefühle von lebenssattem Unmuth sein Vaterland in der Blüthe der Jahre verläßt, und unter spanischem und griechischem Himmel durch

den Anblick der schönen Natur, und die Erinnerung an große Thaten zu neuem Lebensgenusse aufrischt. Aus dem in der Vorrede an die englischen Reviewers gerichteten Worte erhellt, daß mehrere derselben die Person *Child Harold's* und *Lord Byron's* für eine und dieselbe genommen, und auch ohne diese Weghand würde dem Recn. aus der Lesung des Ganzen und aus andern Umständen so ziemlich dasselbe bedünket haben. Hätte der Verf. das Aufsteigen so natürlicher Gedanken verhindern wollen, hätte er sich mehrere Mühe geben müssen, das Zusammentreffen so vieler Ähnlichkeiten des reisenden *Child Harold* und des reisenden *Lord Byron*, die denselben Weg nahmen, und aus Einem Tone sprechen, durch größeren Aufwand von Dichtung und Erfindung, zu vermeiden. Aufser der Antwort über diese oder ähnliche ihm von den Reviewers (deren wir seit mehreren Jahren keinen zu Gesicht bekommen) gemachten Rügen enthält die Vorrede noch einen bitteren Ausfall auf den Geist des Mittelalters, der sich allenfalls als ein Gegengift für die so zur Mode gewordene Apotheose der Ritterzeiten anempfehlen läßt. Daß die Ritter um Nichts sittiger und verschämter, die Frauen um Nichts treuer und keuscher gewesen als heut zu Tage, erhelle häufig aus den von *S. Palaye* gesammelten Aktenstücken II. 69 et passim. Aus diesem so ritterfeindlichem Ausfalle auf das Nebelgrau des Mittelalters, an dem auch bey uns so viele Lobredner desselben wie an Windmühlen zu Rittern werden, ergibt sich schon von selbst, daß der Verf. Stoff und Farbe seines romantischen Gedichtes, wie er dasselbe selbst betitelt, irgendwo anders her gehohlet habe als aus der Ritterzeit. Er glaubte den Bedingungen des romantischen Gedichts genug gethan zu haben, wenn nur Gesinnung und Gefühl romantisch gedichtet, und der Geist des Lesers auf den Schwingen des Genius wohl in entfernte Gegenden, wenn auch nicht in entfernte Zeiten getragen wird. Das Aufser-acht-lassen der letzten ist's gerade was unserm Ermessen nach, diesem Gedichte des Verfs. schadet, und die Vermischung zwischen der erdichteten Person *Child Harold's* und der wirklichen *Lord Byron's* hervorbringt, worüber sich die brittischen Critiker nicht mit Unrecht aufgehalten haben, wie dieses in dem Verfolge des Gedichts selbst noch weiter belegt werden soll. *Lord Byron* verschmäht aber vielleicht mitunter das Mittelalter und Ritterthum nur deshalb gar so hart, weil sein großer Nebenbuhler nm den Preis der heutigen englischen Poesie *Scott*, bereits aus diesem Stoffe Alles nur Mögliche geschaffen, so daß nach ihm diesen Pfad mit Erfolg zu wandeln, wohl sehr schwierig gewesen wäre.

Der Genius bricht sich aber neue Bahnen, wenn auf den schon betretenen keine Lorbern mehr zu

sammeln sind, und das that Lord Byron mit dem glänzendsten Erfolge, indem er dem religiösen Dunkel des Mittelalters und dem Glanze ritterlicher Thaten, das Dunkel *philosophischer* Betrachtungen auf klassischen Ruinen und den hellen Schimmer des Südens und des Morgenlandes vorzog. Hierin hat er sich unter seinen Landsleuten wirklich eine neue glänzende Bahn gebrochen, denn was etwa bisher in der englischen Literatur (Shakpeare ausgenommen) orientalisch hieß, war es auch wahrhaftig nur dem Namen, und nicht dem Geiste nach, und Lord Byron hat das unläugbare Verdienst das Szenen- und Sitten-Gemälde des Orients in so weit dasselbe sich durch eine Reise in die Levante und ohne Zutritt in das Heiligthum der orientalischen Literatur auffassen läßt, mit einer Treue dargestellt zu haben, wie vor ihm kein englischer Dichter. Falconer ist der Einzige, der in seinem *Shipwreck* das Gemälde Griechenlands aus eigener Ansicht entwarf, aber kalt und trocken in Vergleich mit Lord Byrons Pinsel der wirklich

hie und da seinen Gemälden die Tinten des Morgenroths ansprühete, ohne jedoch immer in den eigentlichen Geist des Morgenlandes (auch an seiner westlichsten Gränze) eingedrungen zu seyn. Dem Gedanken, orientalische Gedichte zu liefern, ist vielleicht der bey des Verfs. bisherigen Werken fast durchaus fühlbare Mangel an gehörigen Übergängen zuzuschreiben, der wohl in den lyrischen aber nicht in den erzählenden Gedichten der Morgenländer aufstößt, indem sie gerade als Erzähler auf die Übergänge weit grössere Sorgfalt verwenden, als die Abendländer.

Doch wir eilen zum Inhalte des Gedichtes selbst.

Erster Gesang. Child Harold der reisende Sän-ger kündigt sich gleich bey dem Eingange des Gedichts als einen lebenssatten Wüstling an, der alles Genusses und aller Jugendfreuden, die er rasch durchgelebt überdrüssig, die väterliche Heimath verläßt, um unter andern Himmelsstrichen sich selber milder zur Last zu seyn. In dem Bekenatnisse seiner offenen Schuld heisst es:

4.

For he through sin's long labyrinth had run
Nor made atonement when he did amiss
Had sigh'd to many though he loved but one,
And that lov'd one alas! could ne'er be his
Ah happy she! to scape from him whose kiss
Had been pollution unto aught so chaste;
Who soon had left her charms for vulgar blefs
And spoild' her goodly lands to gild his waste,
Nor calm domestic peace had ever deign'd to taste.

5.

And now Child Harold was sore sick at heart,
And from his fellow bachanals would flee;
'Tis said, at times the sullen tear would start,
But pride congeal'd the drop within his ee:
Apart he stalk'd in joyless reverie,
And from his native land resolv'd to go,
And visit scorching climes beyond the sea;
With pleasure drugg'd he almost long'd for woe,
And evn for change of scene would seek the shades below.

Ohne Freunde, ohne Geliebte verläßt er ohne Sehnsucht und Kampf sein Haus, seine Landgüter und die lachenden Mädchen, die lange seinen jugendlichen Heißhunger gestillt hatten, und als die Sonne zum erstenmal auf offner See ihm untergeht, ergreift er die Harfe und singt den Wassern und den Winden seine letzte gute Nacht als Abschied seinem Vaterlande. *Adieu, adieu! my native shore.* fängt die erste Strophe dieses lyrischen Ausbruchs begeisterter Melancholie an, und endet

4.

Er war durchrannt das lange Labyrinth der Sünden,
Und wollte sich, wenn er gesündigt, nicht kastejn.
Geseufzet hatt' er viel, konnt' Eine Lieb' nur finden,
Und die Geliebte, ach! sie konnte sein nicht seyn.
O glücklich sie, das sie entlohn den Liebeley'n
Des Mann's, des Kufs die Keusche nur beslecket hätte,
Der sie geopfert hätte andrem Reitz gemein,
Das er mit ihrem Schatz sich desto weicher bette,
Dem nie das Glück der Hauslichkeit gelächelt hätte.

5.

Und nun, Child Harold war im Herzen siech und gram,
Er wollte flich'n die Bachanale ohne Säumen,
Man sagt, das manchmal eine Thrän' ins Aug' ihm kam,
Doch sie gefror durch Stolz in seines Auges Räumen;
Er trabte hin und her in freudlosen Träumen,
Entschlossen aus dem väterlichen Land zu gehen
Ein brennend Land zu suchen, das die Fluthen säumen
Erstickt durch Lust verlangt er fast nach Wehen
Und hätte gerne Wechsels halb ins Schattenland gesehen.

mit *My native land — good night.* Die Veranlassung zu diesem schönen lyrischen Gesange in acht achtzeiligen Strophen gab, wie der Verf. in der Vorrede selbst sagt, Lord *Maxwell's* gute Nacht in *Scott's Border Minstrelsy*.

Cintra's Berg und die Mündung des Tagus sind die ersten Gegenstände des glühenden Pinsels Child Harold's werth. Man urtheile selbst von dem Reichtume und der Lebendigkeit der Farben aus den folgenden zwey Strophen:

19.

The horrid creggs by toppliny convent crown'd
The corktrees hoar that clothe the shaggy steep,
The mountain-moss by scorching skies imbrow'd,
The sunken glen, whose sunless shrubs must weep,
The tender azure of the unrul'd deep,
The orange tints that gild the greenest bough,
The torrents that from clift to vale leap
The vine on high, the willow branch below
Mix'd in one mighty scene, with varied beauty glow.

20.

And here and there, as up the crags yon spring
Mark many rude-carv'd crosses near the path:
Yet deem not these devotion's offering —
These memorials frail of murderous wrath,
Fore wheresoe'er the shrieking victim hath
Pour'd forth his blood beneath the assassin's knife,
Some hand erects a cross of mouldering lath,
And grove and glen with thousand such are rife
Throughout this purple land, where law secures not life.

Ein politischer Seitenblick auf die Convention von Cintra schadet dem ästhetischen Eindrucke nicht minder, als der auf Mafre, das Eskurial Portugalls; *but here the Babylonian whore has built a dome*, dürfte in juvenalischen Satyren mehr an seiner Stelle seyn, als in einer malenden Reisebeschreibung; wenigstens würde ein deutsches Gemälde die Kühnheit solcher Farben nicht vertragen. Childe Harold reiset zu Pferd nach Spanien, das er eben so schön und lieblich begrüßt, als er Portugal verächtlich verabschiedete. Der Lusita-

59.

Lo! where the giant on the mountain stands,
His blood red tresses deep'ning in the Sun,
With death-shot glowing in his fiery hands,
And eye that scorcheth all it glares upon,
Restless it rolls, now siad and now anon
Flashing afar - and at his iron feet
Destruction lowers to mark what deeds are done;
For on this morn three potent nations meet,
To shed before his shrine the blood he deems most sweet.

Das große Schauspiel, drey Feinde hier im Kampfe zu schauen, wird in den folgenden zwey Strophen groß dargestellt. „Da, (ruft Child Harold aus) auf Talavera's Ebne sollen sie faulen die geehrten Thoren des Ehrgeitzes, aber Ehre deckt den Rasen der ihren Staub umwickelt. Leere Sophismen. Es sind die zerbrochenen Werkzeuge, die der Tyrann zu Hunderttausenden wegwirft.“

19.

Der grause Fels, worauf das Kloster gipfelnd ruht,
Die Korkholzbäume, so den rauhen Pfad umrainen,
Das Bergmoos braun gebrennet von des Himmels Gluth,
Das tiefe Thal, worin die Sträucher ohne Sonne weinen,
Der See, worin die blauen Himmel widerscheinen,
Die goldnen Tinten, so die grünsten Zweige kleiden,
Die Ströme, die ins Thal zu springen meinen,
Die Reben in der Höh', und unten niedre Weiden
Vermischt in Eins sich doch durch Schönheit unterscheiden.

20.

Und hie und da, wie sich hinauf der Felsen wendet,
Sieh manches Kreuz, geschmizt von keinem Künstler gut,
Doch denke nicht, es habe Andacht hergeschenket,
Dieß müße Angedenken mörderischer Wuth,
Denn wo so immer himmelschreyend floß das Blut,
Durch weite Wunden, von des Meuchlers Dolch gegeben,
Setzt Jemand hin ein Moderkreuzlein wohlgemuth.
In Hain und Thal viel tausend Kreuze sich erheben,
Durchs Purpurland, wo das Gesetz nicht schützt das Leben.

nier heißt *and Lusian slave the lowest of the low*. Die Note verbessert nichts an dieser poetischen Herabwürdigung der Portugiesen, als daß sie ihnen einigen Muth zugesteht, den die politischen Zeitumstände entfaltet. Der spanischen Gränze aber ruft er hingegen mit Liebe und Begeisterung zu: *Oh lovely Spain! renown'd romantic land!* und zwey Strophen weiter: *Awake, ye sons of Spain! awake! advance!* dieser Aufruf zu den Waffen gilt den Tyrannen, und den Sclaven der Tyrannen, dem Riesen der auf den Bergen steht:

39.

Sieh, wo der Riese auf den Bergen nahm den Stand,
Die Sonne schwärzet tief des blutigen Haars Gefieder,
Mit glüh'n den Todeskugeln in der Flammenhand,
Das Aug versengt wohin es blicket Quell und Flieder,
Es rollet ohne Rast, — jetzt fest — jetzt auf und nieder,
Es blitzt; — Verderben harret zu seinen Eisenfüßen,
Und schreibt die Thaten, welche hier geschehen, nieder,
Drey mächt'ge Völker heute hier sich finden müssen,
Um durch ihr Blut das Opfermahl ihm zu versüßen.

Der Schandsäule gegenüber, auf welche der Britte hier die Söldlinge der Tiranney, als auf den Pranger stellt, erhöht er eine Ehrensäule des Ruhms, den zu Albüera gefallenen Vertheidigern spanischer Freyheit. Dann eilt Child Harold mit einem philosophischen Rückblicke auf die Lieblinge der Schlachten (*battle's minions*) nach dem noch uneroberten Sevilla, wo die Castagnetten vor den

Trompeten verstummen, und der Mauleseltreiber dem Verräther Godoy flucht. Die kriegerische Stimmung der Einwohner und die Thaten des Mädchens von Saragossa, sind der Inhalt der folgenden Strophen. „Und doch sind spanische Mädchen

keine Rasse von Amazonen, sondern geformt für alle Zauberkünste der Liebe.“ Die hierauf folgende Beschreibung ihrer Reitze ist mit den schmelzendsten Farben, und wirklich mit Liebe ausgemalt:

58.

The seal Love's dimpling finger hath imprefs'd
Denotes how soft that chin which bears his touch
Her lips, whose kisses pout to leave their nest,
Bid man be valiant ere he merit such:
Her glance how wildly beautiful! how much
Hath Phoebus woo'd in vain to spoil her cheek
Which glows yet smoother from his amorous clutch!
Who round the North for pales dames would seek?
How poor their forms appear! how languid, wan, and wak.

59.

Match me ye elimes! which poets love to laud;
Match me ye harams of the land! where now
I strike my strain, far distant, to applaud
Beauties that ev'n a cynic must avow;
Match me those Houries, whom ye scarce allow
To taste the gale lest Love should ride the wind,
With Spain's dark-glancing daughtes - deign to know,
There Your wise Prophet's paradise we find,
His blackeyed maids of Heaven angelically kind.

Unmittelbar auf diese Strophe beginnt die folgende sechzigste, mit einem ungemein glücklichen Absprunge auf Parnassus an dessen Fusse der Dichter diese Gemälde der Erinnerung sang, und von dem er nur zum gröfsern Lobe der andalusischen Mädchen zu Sevilla und Cadix wieder zurückkehrt. Minder glücklich als der Absprung von Andalusien nach Griechenland, scheint uns der gleich darauf folgende, von den Stiergefechten am Sonntage zu Cadix, auf die Sonntagsunterhaltungen von London, wiewohl diese letzten Beschreibungen den Londner Pfahlbürger gewifs mehr ansprechen, als die Beschreibung des Parnassus. An die der Stiergefechte reiht sich eine vorübergehende Liebschaft Child Harold's, dessen lyrische Huldigung an die schöne Juez bald wieder ernstern und philosophischen Betrachtungen über die Wehen des Kriegs, und des blutigen Kampfes der spanischen Freyheit, Platz gibt, womit der erste Gesang schließt.

Der zweyte Gesang beginnt unter den Ruinen Athens mit philosophischen und melancholischen Betrachtungen über Vergänglichkeit und Nichtigkeit aller irdischen Gröfse, und über die Ruhe des Grabes:

There no fond banquet claims the sated guest
But silence spreads the couch over ever welcome rest.

58.

Das Siegel von der Hand der Liebe eingepreget,
Zeigt an, ihr Kinn sey sanft wie ihre Mienen.
Der Mund, ein Nest vom Schwarme junger Küfs' umhaget,
Heißt Männer tapfer seyn, eh' solche sie verdienen.
Der Blick wie wild und schön! — wie viel hat nicht geschienen
Die Sonn', um zu verderben ihre zarten Wangen,
Die reicher glüh'n dem Druck von Helios Rubinen.
Wer wird im Nord nach blaffen Schönen noch verlangen,
So arm! so schmachkend! und in Schwäche so befangen!

59.

Vergleicht nun ihr Länder so die Dichter preisen
Vergleicht Hareme von dem Land (wo ich entrissen
Der Heimath ferne preisend weih' der Leyer Weisen
Der Schönheit, so selbst Cyniker bekennen müssen)
Vergleicht nur euere *Huri's* (die nicht geniefsen
Des Windhauchs, fürchtend, Liebe reite auf den Rinden)
Mit Spaniens Dunkelaugigten! — ihr sollet wissen:
Prophetenparadiese sind nur dort zu finden,
Nur dort Schwarzangigte mit himmlischen befinden.

Die Ruinen begeistern den Sängern mit gerechtem Unwillen über Lord Elgins schändlichen klassischen Tempelraub, der hier sowohl im Texte als in den Noten verdienterweise blutig durchgeheißelt wird. Gewifs nur in England dürfte die Stimme der öffentlichen Verachtung wider den durch den Bothschafter des Königs begangene Verstümmelung der schönsten Monumente des alten Griechenlands, sich so laut und ungeschont aussprechen. Lord Byron freut sich, dafs Lord E. kein geborner Engländer, sondern ein Schotte sey, und ruft dem Vaterlande desselben zu, sich seiner zu schämen:

Blush, Caledonia! such thy son could be!
England I joy no child he was of thine.

„Nur des neuen Picten sey es werth zu rauben, was Gothen, Türken, und die Zeit verschonten; kalt wie die Klippen seines Geburtslandes, so unfruchtbar sey das Gemüth, und so kalt sey das Herz desjenigen, der den Plan zur Plünderung des armen Athen entwerfen und ausführen konnte.“ Den Text belegen die Noten sehr ausführlich. Zwey Maler Lusieri und Gropius, der erste ein Italiäner, der zweyte ein Deutscher, zankten sich mit Tanoll dem französischen Consul, um die Trümmer des Raubes, der dem von Varres in Sicilien begange

nen, in nichts nächstet. Ein anderer edler Lord habe besser gethan weil weniger: dieser (L. Aberdeen) verlängnete den Maler G. als seinen Agenten, und L. B. macht in der Note eine ihm gebührende Ehrenrettung. Wenn L. B. bey dieser fünften Ausgabe seines Gedichts von den Entdeckungen neuer deutscher und dänischer Reisenden auf Ägina gewußt hätte, dürften wohl auch diese hier mitgenommen worden seyn. Es ist aber ein ganz Verschiedenes, stehende Kunstwerke niederzureissen oder verschüttete aufzugraben, Monumente deren Barbaren und Jahrhunderte schonten, zu zerstö-

ren, oder die vom Erdbeben verschlungenen wieder ans Licht zu fördern; wiewohl sie dieses besser in einer spätern schöneren Zeit ihres Vaterlandes erblickt hätten, um denselben an Ort und Stelle erhalten zu werden. Nach einem derben Fluche auf diese Gottesräuber griechischer Tempel, erscheint in der sechzehnten Strophe Child Harold aus dem atlantischen ins mittelländische Meer segelnd. Die Beschreibung der Hodegetik eines englischen Kriegsschiffes erinnert an Falconer, und spricht Leser, die solche Seereisen selbst gemacht, als wahr und schön an.

17.

He that has seild upon the dark blue see
Has view'd at times, J ween a full fair sight
When the fresh breese is fair as breese may be,
The white sail set, the galiant frigate tight;
Masts spires, and strand retiring to the right;
The glorious main repanding o'er the bow,
The convoy spread like wild swans in their flight,
The dullest sailor wearing bravely now,
So gaily curl the waves before each dashing prow.

Unter melancholischen Betrachtungen im Mondschein auf dem Verdecke angestellt, erinnert er sich vor Goza dem Eilande Kalypso's an Mentor, und an eine neue Kalypso eine seiner Liebschaften,

23.

Not much he kens J ween, of woman's breast,
Who thinks that wanton thing is won by sighs
What careth she for hearts when once possess'd?
Do proper homage to thine idols eyes;
But not too humbly, or she will despise
Thee and thy suit, though told in moving tropes:
Disguise ev'n tenderness, if thou art wise;
Brisk confideure still best with women copes;
Pique her and sooth in turn, soon passion crowns thy hopes.

34.

'Tis an old lesson; Time approves is true,
And those who know it best, deplore is most,
When all is won that all desire to woo,
The paltry prize is hardly worth the cost:
Youth wasted, minds degraded, honour lost,
There are thy fruits successful passion! these!
If, kindly cruel, early Hope is cross,
Still to the last is rankles, a disease
Not to be cur'd when Love itself forgets to please.

17.

Wer je gesegelt auf den finstern blauen Wogen
Dem ward zu Zeiten wohl ein schön Gesicht bekannt;
Wenn frischer Wind am günstigsten kommt angezogen,
Das weiße Segel schwillt, das Schiff ist straff gespannt,
Dem Blick' entfliehn die Straße, Thürme und der Strand,
Es dehnt sich herrlich aus die See zum freyen Spiel,
Die Schiffe zieh'n wie wilde Schwän' in Flucht gebannt,
Dem trägsten Schiffer ist die Arbeit nicht zu viel,
So froh durchschneidet krause Flath der frohe Kiel.

deren Erinnerung ihn zu ganz ungallanten Betrachtungen verleitet, die wir hersetzen wollen, weil sich darin Child Harold's Denkungsweise über das schöne Geschlecht ausspricht:

23.

Es hat, mich deucht, das Herz des Weibes schlecht ermessen,
Wer seufzend denkt den Sieg des nähr'schen Dings zu krönen,
Was kümmert sie ein Herz, das sie einmal besessen!
Ja! huld'ge wie sichs ziemt den Augen deiner Schönen,
Doch nicht zu viel, weil derer die zu niedrig fröhnen
Verachtung harrt, wenn sie auch von Gefühlen glühen.
Verbirg Gefühl, soll man dich nicht als Thoren höhnen;
Am besten dient das Selbstvertraun sie herzuziehen,
Reiz' und besänft'ge sie, bald wird dir Liebe blühen.

34.

Die Lehr' ist alt, die Zeit verbürgt's, es ist kein Wähnen,
Am meisten weint wer's schaut, am wenigsten verblendet,
Wenn Alles ist erreicht, wornaeh sich Alle sehnen,
Ist kaum der schlechte Preis das werth, was man geschenkt
Die Jugend hin; die Seel' entnervt, die Ehr' verschwendet.
Dieß ist der Lohn der Pilger, die zum Ziele wallen.
Wenn aber freundlich grausam Hoffnung schlecht sich wendet,
So ist's ein Übel unheilbar den Ärzten allen,
Wenn Liebe selbst vergift, sie müß' zuerst gefallen.

(Der Beschluss folgt.)

Allgemeine Literaturzeitung.

N^{ro}. 42.

Freitag, den 27. May

1814.

Schöne Wissenschaften.

Childe Harolds Pilgrimage, a Romaunt: and other Poems, by Lord Byron. Fifth Edition. (Be- schlufs.)

Child Harold, der an den vieldurchpflügten Fel- dern großer Seeschlachten wie Actium, Lepan- to, Trafalgar, ungerührt vorübersegelt, wird innig bewegt bey der Ansicht des Felsens von Leukadia. Gelandet an der albanischen Küste be- ginnt er nun seine Reise zu Land. Die Bucht von Ambrakia vergegenwärtigt ihm die Scene der gros- sen Schlachten um Weltherrschaft zwischen Anto- ninus und Augustus: *Imperial Anarchs doubling human woes*. Harold läßt den Pindus und den See Acherusio hinter sich, beschreibt die romantische Lage des Klosters von Ziza, und kömmt endlich zu Janina an, wo er den berühmten *Depelenli Ali- pascha* besucht; Beschreibung des Pallastes, des Besuchs, des Gefolges nach den verschiedenen Trachten und Nationen. Eine Lobrede, den Alba- nesern gehalten, die Child Harold nicht nur an dem Hofe ihres Herrn zu Janina, sondern auch in ihren Bergen kennen lernte, wo sie ihn, von stür- mischer See an ihre Klippen verschlagen, gastfrey aufnahmen. Beschreibung seines Aufenthalts bey den Sulioten und dann bey den Albanesen. Albanesisches Kriegslied in 11 Strophen. Nach dem Kriegs-

liede tritt nicht mehr Child Harold, sondern der Verfasser selbst mit philosophischen und politi- schen Betrachtungen über Griechenland auf, mit denen er den Gesang beschließt, so wie er densel- ben in eigener Person unter den Ruinen begann, und Child Harold, wie wir sahen, später auftreten läßt. Diese doppelte poetische Natur des Verfassers, der bald als Lord Byron und bald als Child Harold dichtet und betrachtet, trägt wohl das Meiste dazu bey, daß die Leser diese beyden Perso- nen sich nur als eine und dieselbe denken, was auch die Vorrede zum Gegentheil versichern mag, daß unter Child Harold keine wirkliche Person gemeint sey. Diese Verwechslung der wirklichen Person des Dichters mit der erdichteten schadet unstreitig der Reinheit der beabsichtigten Wirkung, und bleibt auch dann, wenn es absichtlich darauf angelegt seyn sollte, tadelhaft. Man weiß daher gleich bey dem Anfange dieses Gesangs nicht recht, ob man sich schon mit Child Harold dem Helden des Gedichts in Athen befinde, oder mit L. B., der es dort gedichtet, und wieder, während man sich nach beendigtem albanesischem Kriegsgesang noch in Child Harolds Gesellschaft zu befinden glaubt, tritt ohne allen Übergang der Verf. selbst mit sei- nen Betrachtungen über den heutigen und vergan- genen Zustand von Griechenland auf, von denen wir hier eine längere Probe ausheben, um die phi- losophische Poesie des Verfs., in der eigentlich seine Stärke besteht, anschaulicher zu machen.

76.

When riseth Lacedemon's hardihood,
When Thebe's Epaminondas rears again,
When Athens' Children are with arts endued,
When Grecian mothers shall give birth to men,
Then mayst thou be restord; but not till then.
A thousand years scarce serve to form a state;
An hour may lay it in the dust: and when
Can man its shatter'd splendour renovate,
Recal its virtues back, and vanquish Time and Fate?

Fünftes Heft.

76.

Wenn Sparta aufsteht, streng von harter Zucht gepflogen,
Epaminondas sich zu Theben wird erheben,
Wenn Sohn' Athens in allen Künsten sind erzogen
Wenn griech'sche Mutter Männern gibt das Leben,
Dann, aber auch nicht eher kannst du wieder leben;
Den Staat zu formen tausend Jahre kaum genügen,
In Einer Stunde ist er Staub, — wann ist gegeben
Dem Menschen alten Schwung von Neuem zu erfliegen,
Kraft zu erneu'n, die Zeit das Schicksal zu besiegen?

77.

And yet how lovely in thine age of woe
Land of lost gods and goldlike men! art thou!
Thy vales of evergreen, thy hills of snow
Proclaim thee Nature's varied favourite now
Thy fanes, thy temples to thy surface bow
Or mingling slowly with heroic earth,
Broke by the share of every rustic plough:
So perish monuments of mortal birth,
So perish all in turn, save well-recorded Worth.

78.

Save where some solitary column mourns
Above its prortrald brothern of the cave
Save where Tritonia's airy shrine adorns
Colonna's cliff, and gleams along the wave;
Save o'er some warrior's half-forgotten grave,
Where the grey stones and unmolested grafs
Ages, bus not oblivion, feebly brave,
While strangers only not regardless pass,
Lingering like me per chance, to gaze and sigh „Alas“!

79.

Yet are the skew as bluee, thy crags as wild;
Sweet are thy groves, and verdant are thy fields,
Thine olive ripe as when Minerva smil'd,
And still his honied wealth Hymettus yields;
Where the blithe bee his fragrant fortrefs builds,
The freeborn wanderer of the mountain air;
Apollo still thy long, long summer gilds,
Still in his beam Mendeli's marbles glare,
Art, Glory, Freedom fails, but Nature still is fair.

Auf die Noten des Gedichtes folgen zwey Bruchstücke von prosaischen Aufsätzen, der erste über die Neugriechen, der zweyte über die Türken. Der erste beginnt mit einem Gesuche an Miss Owen-son, eine englische Romanschreiberinn, künftig ihre atheniensischen Heldinnen an jemanden mehr von Stand zu verheirathen, als an einen *Disdara-ga*, den unartigsten aller Unterbeamten, und den größten Schutzherrn von Räubereyen, den Athen je sah (Lord Elgin ausgenommen): „Ein ähnliches Ersuchen über schreyenden Verstoß gegen orientalische Sitten und Gebräuche dürfte wohl an mehrere Verfasser orientalisch seynsol-lender Romane gestellt werden, und namentlich an weiland Me. Cottin in puncto Malekadel. L. B. preiset das Klima von Athen, wo er acht Monate hindurch täglich acht Stunden zu Pferde zubrach-te, dagegen man zu Konstantinopel, wo er May, Juny und July 1810 zubrachte, aus sieben Tagen fünf das Klima verdammen und über Spleen kla-

77.

Und doch, wie lieblich in der Zeit vor deinem Weh
O Land der Götter wo der Mensch zum Gott sich schwur,
Die Thäler immergrün, die Hügel voll von Schnee,
Verkündigen, du seyst der Günstling der Natur,
Die Tempel und Altäre bücken sich zur Flur,
Vermischend mit Heroenstaube sich zum Bunde;
Gebrochen durch den Pflug verschwindet ihre Spur.
Es gehen so die Werke Sterblicher zu Grunde
Und All ist hin als das Verdienst im Liedermunde.

78.

Es sey denn dort, wo eine Säule einsam weint,
Dafs ihren Brüdern längst die Zeit den Umsturz gab,
Es sey denn dort, wo noch Tritonia's Halle scheint.
Und von den Felsen schauet in die Fluth hinab,
Es sey denn eines Kriegers halb vergessnes Grab,
Wo grauen Steinen und dem ungemähnten Klee
Nicht Zeit, Vergessenheit gebrochen längst den Stab,
Der Fremde weidet nur, dafs er Ruinen sah',
Dafs er wie ich mitleidig sehndend seufzte Weh!

79.

Doch sind die Himmel blau, die Felsen sind so wild,
Grün strahlen deine Felder, süß sind deine Haine,
Oliven reifen, wie, als lachte Pallas mild,
Das Honig triefet aus Hymeto's Felsenschreinen;
Die Biene baut die Festung auf aus duft'gen Steinen,
Die freygeborne Wanderin der Bergesluft,
Apoll will deinen langen Sommer noch mit Gold berainen,
Mendeli's Marmor strahlt noch in der Abendröthe Duft;
Kunst, Ruhm und Freyheit fehlt, Natur wie einst noch ruft.

gen möchte. Das Letzte ist übertrieben, von Juny bis in den späten Herbst (die Stürme der Herbst-Tag- und Nachtgleiche ausgenommen) gehört das Klima von Konstantinopel wohl unter die schönsten. Zu Livadia fand der Verf. einen Freygeist in einem griechischen Bischof; die Quelle *Dirke* treibt eine Mühle; im kastalischen Quell fander das Wasser hart, vermuthlich vom Schnee; die Aussicht von Phyle, wo sich die Ebene von Athen, Pentelikos, Hymettos, die Akropolis auf einmal dem Auge darstellen, zieht L. B. der Ansicht von Ida, von Cintra, und eben von Konstantinopel vor. Athen ist heute nicht die gebildetste Stadt von Griechenland, sondern steht in dieser Hinsicht hinter Janina; die Einwohner von Athen aus der niedrigsten Classe haben ihrer Schlaueit und ihrer Betrügereyen willen keinen bessern Ruf, als die Juden von Salonik, und die Türken von Negroponte. Mr. Roque ein belgischer Kaufmann sagte zu L. B. von den Einwohnern *c'est la meme ca-*

naïlle que du tems de Themistocle. Ungeachtet dessen, und des den Griechen sehr ungünstigen Urtheils von Fauvel, der 50 Jahre in Athen verlebte, nimmt L. B. den Charakter der Neugriechen wenigstens in Betreff ihrer künftigen Verbesserbarkeit gegen Eton und Sonnini, de Pauw und Thornton in Schutz. Da man sie gewöhnlich der Undankbarkeit beschuldigt, so fragt L. B. wem, und wofür sie denn dankbar seyn sollten: ob den Türken für ihre Ketten, und den Franken für ihre gebrochenen Verheißungen und lügenhafte Rathschläge; ob dem Künstler, der ihre Formen in Kupfer sticht, und dem Alterthumsforscher, der dieselben wegführt: ob dem Reisenden, dessen Janitschar sie karbatscht, und dem Skribler, dessen Tagebuch auf sie schimpft. Dieß sey die Summe ihrer Verbindlichkeiten gegen Fremde."

Der folgende Auszug eines Briefs oder Tagebuchs datirt vom 25. Jänner 1811 im Franciskanerkloster zu Athen verfolgt denselben Gegenstand, den Charakter der Neugriechen, den L. B., besonders gegen den neuesten Verleumder desselben, Thornton in Schutz nimmt. L. B. läugnet, daß Mr. Thornton als ein englischer Kaufmann in Pera ansässig, deswegen gegründete Ansprüche machen könne auf die Kenntniß von Griechenland, und tadelt ihn, daß er sich hierin auf Pouqueville berufe, der hierin ein eben so unberufener Richter als wie er selbst sey. Bey dieser Gelegenheit läßt sich der edle Lord in eine philologische Controvers ein, die er, wie wir gleich sehen werden, weit besser vermieden hätte; Mr. Thornton gibt sich das Ansehen, recht viel orientalisch zu verstehen, und macht sich über Pouqueville lustig; nun tritt L. B. auf, und glaubt, es sey die Reihe an ihm, sich über Thornton lustig zu machen. Unglücklicherweise hat er aber eben so unrecht als seine beyden Vorgänger, und der Mangel an Kenntniß des Türkischen, den schon die Noten zum *Giaour* und *the Bride of Abydos* genugsam beurkundeten, wird durch dieses inkompetente Urtheil nur noch mehr herausgehoben. Die Sache ist die: Pouqueville sagt, ein Türke habe so viel Merkurialsublimat gegessen, daß er deshalb den Namen *Sulejman jejen*, erhalten habe. Thornton glaubt den Doctor erwischt zu haben, und wirft ihm in einer langen Note vor, daß *Suleiman* ein eigener Name sey, und *jejen*, *der essende*, heiße folglich: *Suleiman der Essende*. Nun kommt L. B. und entscheidet *both are right and both are wrong*; denn, sagt er: *Suleima* heiße das Sublimat, wenn er den türkischen Lexikon zu Rath ziehen wolle: es sey bloß das *n* zu viel. Dem Recn. thut es leid, sagen zu müssen: *All three are wrong*, indem *sublimé corrosif* weder *Suleiman* noch *Suleima* (beydes eigene Namen, der erste ein männlicher, der zwey-

te ein weiblicher), sondern *Sülumen* heiße. Hätte L. B. den Rath, den er Hrn. Thornton ertheilt, das Lexikon zu Rathe zu ziehen, selbst befolgt, so würde er dieß sowohl im Meninsky als in dem, zu Konstantinopel aus der kaiserl. Druckerey erschienenen russischen Handlungstariffe französisch und türkisch gefunden haben, wo S. 31 ganz klar Sublimé, *سالم*, steht. Das *n* war also gar nicht überflüssig, wie L. B. meint, und Pouqueville war der Wahrheit weit näher als Mr. T., der ihn, und als L. B. der denselben schulmeisteret. Da Rec. sich die Freyheit genommen, hiermit alle diese drey Herren zu schulmeistern, hat er seine Rüge mit dem Ansehen der Urquellen belegt, wider deren gedruckten Ausspruch keine *stamboline acquaintance* des edlen Lord Stich halten mag.

Glücklicher als in dieser Kritik ist L. B. in dem folgenden, aus dem Franziskanerkloster zu Athen vom 17. März datirten Auszuge eines Briefs oder Tagebuchs über ein Heft des *Edinburgh review*, das sich mit der jüngsten französischen Übersetzung des Strabo und Coray's Vorbericht beschäftigt. Der Reviewer läßt nämlich Konstantinopel durch Soliman erobern statt durch Mohammed II.; ein Beweis, wie doch sogar in dem ersten aller gegenwärtig bestehenden kritischen Journale, wofür wir das *Edinburgh review* ohne Bedenken gerne anerkennen wollen, gar manches unkritische sich einschleicht. Wright, der Verf. der *Horajonica*, wird von L. B. über den romaischen Dialekt in Albanien zurecht gewiesen: daß derselbe eben so verderbt sey als das Schottische in Aberdeenshire, das Italienische zu Neapel; und der Reviewer noch einmal mit Recht über die paradoxe Behauptung, daß die Kenntniß des Neugriechischen der gründlichen Erlernung des Altgriechischen schade. Das andere oben erwähnte Bruchstück ist *additional note on the Turks* überschrieben. „Es ist, sagt L. B. schwerer zu sagen, was sie nicht sind, als was sie sind; sie sind *nicht* verrätherisch, nicht feig, sie verbrennen keine Ketzer, sie sind keine Menehlmörder, kein Feind ist in ihre Hauptstadt vorgedrungen, (man sieht die Vergleichungspuncte mit den Italienern und Spaniern, L. B. setzt die Türken den letzten gleich, doch höher als die Portugiesen), sie sind treu dem Sultan, bis er untauglich zur Regierung erfunden wird, und andächtig ohne Inquisition. Wenn sie morgen von St. Sophia vertrieben würden, und Franzosen oder Russen bestiegen an ihrer Statt den Thron von Constantinopel, so wäre es eine Frage, ob Europa beym Tausche gewänne. England würde gewiß dabey verlieren. — Als Antwort auf den Vorwurf der Unwissenheit fragt L. B. „ist ein türkischer Säbel nicht einen von Toledo werth, ist

ein Türke schlechter gekleidet oder genährt als ein Spanier, und die Pascha's schlechter erzogen als die Grands, oder ein Efendi schlechter als ein Ritter von St. Jago? Ich denke nein." Mohammed, der Enkel Alipascha's, fragte unseren Reisenden, ob er im oberen oder unteren Hause des Parlaments sitze; L. B. zweifelt, ob ein engl. Knabe von 10 Jahren den Unterschied zwischen einem Diwan und einer Bruderschaft von Derwischen kenne; aber ein Spanier gewiß nicht. Man sieht, daß der Verf. mehr die Oberfläche als den Grund der Dinge ergreift, und daß er die Übertreiber türkischer Unwissenheit mit tüchtigeren, aus ihren Bibliotheken, Schulen und Pressen hergenommenen Beweisen hätte zum Schweigen bringen können, und der von ihm angestellte Vergleich zwischen den Spaniern und Türken gereicht weder diesen noch jenen zur Ehre.

Je länger sich Rec. bey dem poetischen Werthe der zwey Probegesängen des Child Harold und ihrem prosaischen Zugehöre aufgehalten hat, desto kürzer kann er die 20 Poems oder lyrischen Gedichte abfertigen, die von weit geringerem Werthe als das vorhergehende, eine mindere Anlage des Verfs. zur Ode oder zum Liede und zu Lyrischen überhaupt, als zum beschreibenden und philosophirendem Gedichte darthun. Eines ist aber der Gelegenheit willen, bey der es verfertigt ward, wirklich zu merkwürdig, um hier nicht besonders ausgezeichnet zu werden, *geschrieben nach dem der Verfasser von Sestos nach Abydos geschwommen war.* Am 3. May 1810 unternahm L. B. mit dem Fregattenkapitain Chenhead diese Schwimmübung, bloß weil es ihm sonderbar schien, daß von so vielen Reisenden die auf dieser Stelle an Hero und Leander gedacht, keiner versucht habe, die Ausführbarkeit der Sache zu bewähren. Ungeachtet der sehr starken Strömung, die hier so reisend ist, daß kein Boot gerad überfahren kann, und des (vom geschmolzenen Schnee der Gebirge) sehr kalten Wassers, kamen die beyden Schwimmer, der eine in einer Stunde und zehen, und der andere in einer Stunde und fünf Minuten glücklich hinüber, und L. B. kam von diesem glücklich unternommenen und glücklich ausgeführten klassischen Wagestück (um dessen Ehre ihn Rec. wirklich beneidet) mit einem Fieber davon, wie der Schluß des Gedichts zeigt, als Vergleichung zwischen Leander und L. B.:

T'were hard to say who fared the best
Sad Mortals! theer the gods still plague You!
He lost his labour, J my jest:
For he was drown'd and J, ve the ague.

Nro. VII ist die Übersetzung eines atheniensischen Liedes, dessen Schlußzeile immer *Ζών μῦσας ἀγα-*

πῶ auf die vorhergehende englische reimt. Nro. VIII Übersetzung des Kriegsliedes von Riga: *Δεῦτε παῖδες τῶν Ἑλλήνων.* Nro. IX eines atheniensischen Tanzliedes. Nro. XVIII u. XIX scheinen unter die ersten Jugendversuche des Dichters zu gehören. Der Anhang des ganzen Werkes besteht aus einer Liste ausgewählter griechischer Druckwerke, aus dem griechischen Texte der obenerwähnten Übersetzungen, und aus manchen andern Bruchstücken neugriechischer Literatur mit der Übersetzung derselben zur Seite. Endlich einige Gespräche neugriechisch und englisch; das Evangelium St. Johannes in der alten und neuen griech. Übersetzung, die Inschriften zu Orhomenos von Miletios, das griechische Vaterunser, und das facsimile eines griechischen Briefs von dem Beg zu Korinth. L. B. hofft, daß der Kritiker diesen bloß dem klassischen Philologen gewidmeten Zugaben nicht zürnen werde, und wir (wiewohl wir keine der in England erschienenen Beurtheilungen von L. Bs. Werk gesehen,) zweifeln nicht im geringsten, daß ihm nicht Alle so wie wir, den aufrichtigsten Dank für diese Beyträge zur Verbreitung der Kenntniß der neugriechischen Literatur abgestattet haben werden.

Politik.

Blick auf die neuesten Zeit- und Flugschriften.

(Fortsetzung.)

Welche ist die ächte und natürliche Gränze zwischen Deutschland und Frankreich? Eine militärische Betrachtung. 1813. (Ohne Angabe des Verfs. und Druckorts.) 31 S. 8.

Diese früher als „*Arndts Rhein, Deutschlands Strom, aber nicht Deutschlands Gränze*“ erschienene Schrift, zeichnet sich in Sprache und Inhalt durch wahrhaft klassische Gediegenheit aus. Arndt betrachtete die Territorial-Verhältnisse zwischen Frankreich und Deutschland von einem politischen, der Verf. dieses Werkchens von einem strategischen Standpunkte. Beyde Schriften haben daher eine verschiedene Tendenz, obgleich eine wie die andere, die in neuern Zeiten so wichtig gewordene Streitfrage über die natürliche Gränze Frankreichs, untersucht, und nach unserer Meinung genügend gelöst hat. Schon die kurze, als Digression eingeschaltete Beurtheilung der Stellungen und Bewegungen des franz. Feldherrn im letzten deutschen Feldzuge, verräth den wissenschaftlich gebildeten Militär, und in jeder Hinsicht kompe-

tenen Richter, welcher über die fernern Operationen der Alliirten, nach ihrem siegreichen Vordringen bis an den vaterländischen Rhein, zu entscheiden im Stande ist. Der tiefe militärische Blick des Verfs. wird aber noch kennbarer in seinem, am Schlusse der Schrift befindlichen Entwurfe eines Angriffsplan, welcher die Alliirten, auf dem kürzesten Wege, und mit Umgehung aller Hindernisse der Rheinpositionen, in den Mittelpunkt Frankreichs und Italiens führen sollte, und wie die Erfahrung belehrte, auch wirklich geführt hat. Die Operationen der Alliirten schlugen, nur einige Modifikationen abgerechnet, beynahe denselben Weg ein, den ihnen dieses Werkchen lange vor ihrem Einmarsche in die Schweiz vorgezeichnet hatte. Ob letzteres einen direkten oder indirekten Einfluß auf die Beschlüsse der Heerführer gehabt habe, ist uns hier gleichgültig; das Verdienst des Verfs. die wichtige Materie auf eine, auch dem Nichtmilitär falsche Art abgehandelt zu haben, wird Niemand verkennen. Der Erfolg hat seine Ansichten gerechtfertigt. Seine übrigen Behauptungen, über die wahre, einzig sichere Gränze Deutschlands in strategischer Hinsicht, und die Gefahren, welche nothwendig für Deutschland entstehen müssen, wenn der Rhein die Gränze bleiben sollte, haben daher ein um so größeres Gewicht. Es wäre zu wünschen, daß sie, so wie des trefflichen *Arndts* Rathschläge, zum Wohl des Vaterlandes, und man möchte sagen, der gesammten europäischen Menschheit, von denjenigen recht tief beherzigt würden, die an den Verhandlungen des allgemeinen Friedens, mittel- oder unmittelbar thätigen Antheil haben. — Diese Anzeige kann weder die vollkommen richtigen Betrachtungen des Verfs. aufnehmen, welche das Verhältniß Hollands und der Schweiz (dieser beyden Bastionen an der Vogesen- und Ardenneulinie) zu dem sprachverwandten Deutschlande zum Gegenstande haben, noch die triftigen Gründe anführen, mit welchen die Behauptungen der französischen Sophisten widerlegt werden, als sey der Rhein die natürliche Gränze von Frankreich im Nord-Osten. Jeder Auszug würde aus Mangel der Deutlichkeit und Vollständigkeit ohne Nutzen seyn. Aber zur Probe des Styls und als einen Beleg der logischen Richtigkeit und Präcision aller Schlüsse des würdigen Verfs. diene folgende Stelle, in welcher das verjährt Vorurtheil siegreich bekämpft wird, als *seyen Flüsse überhaupt schon von der Natur angewiesene Abmarkungen der Staaten und Völker.*

„Flüsse sind von der Natur selbst nie zu *Scheidelinien*, sondern vielmehr allenthalben zu Verbindungsmitteln der Völker bestimmt. Überall sind die Bewohner der Thäler jen- und diesseits einander freundliche Wesen: gleiche Sprache, gleiche

Gebräuche, gleiche Sitten, verbinden sie, und wenn der gerade Weg von einem Ufer zum andern auch etwas gehemmt ist; so wird doch die Verbindung in die Ferne, oder nach schiefer Linie gerade durch diesen Fluß in der Schnelligkeit der Transportmittel auf demselben begünstigt. Fragen wir deshalb die Geschichte um Rath, und sie wird uns überall in den zurückgelassenen Denkmälern, besonders in den Sprachen, beweisen, daß in ihr Flüsse niemals als die Absonderungs-Linien der Nationen erscheinen. Wer wird den Ebro als die Gränze der Spanier, den Po als die Gränze Italiens, die Donau als irgend eine Gränze deutscher Völkerschaften aufstellen wollen, ohne gegen die Natur selbst und die Geschichte anzustossen? Wie kann das Flüssige, das Gefrierbare, das Wandelbare eine Gränze bilden? Wer soll im Besitz des Thalweges und des Stromstrichs, wer im Besitz der Übergangspunkte, wer im Besitz der Inseln seyn? Delswegen kann nur ein übermüthiger, im ewigen Wechsel der Dinge lebender Feind, das Wandelbare sich zur Gränze setzen, um dasselbe nach seinem Belieben und nach seinen leichtfertigen Unterjochungs-Versuchen willkürlich überspringen zu können. Seine Sophismen werden deutsche Männer niemals überzeugen, werden es nimmer dahin bringen, daß gegen sechs Millionen unserer Brüder dem schweren Drucke französischer Formen unterworfen bleiben sollen. Das Unwandelbare, das Feste hat die Natur überall als die Marksteine der Nationen aufgestellt. Die Gebirge, große Waldungen sind es, welche die Sitten, Gebräuche und die Sprache der Völkerschaften abscheiden. So trennen die Pyrenäen Spanien von Frankreich, dieses die Alpen von Italien, so wie Italien von Deutschland, die Karpathen die Deutschen von den sarmatischen Völkerstämmen. So bilden auch die wahre Gränze von Frankreich und Deutschland die *Vogesen* und der *Ardennerwald.*“ u. s. w.

Deutschlands Hoffnungen. An meine Zuhörer und die Studierenden überhaupt, vom Prof. *Krug.* Leipzig bey *Rein.* 1813. 29 S. 8.

Der erste Theil dieser kleinen, aber gehaltvollen Abhandlung hat den Vater des würdigen Prof. *Krug* in Leipzig zum Verfasser. Durch Amt und Jahre gehindert, thätigern Antheil an dem großen Kampfe für die Unabhängigkeit des Vaterlandes zu nehmen, und an der Seite seines Sohnes mit den ausziehenden deutschen Männern und Jünglingen im sächsischen Banner zu streiten, sucht er wenigstens durch eingreifende Worte die gute Sache zu unterstützen, und durch Bilder der Ver-

gangenheit und Zukunft die Gemüther nach der Sitte der alten Germanen zu entflammen, von denen uns Tacitus sagt: *effigies et signa quaedam detracta lucis in proellum ferunt*; sie stärkten sich in der Schlacht an dem Anblicke der Heiligthümer, für deren Schutz sie sich opferten. Und die Mitgift des ehrwürdigen deutschen Mannes ist von solcher Art, daß sie nicht bloß den zu Felde ziehenden Jünglingen Muth und Kampflust, sondern auch den zurückgebliebenen tröstliche Erquickung, Verbannung aller ängstlichen, entehrenden Sorgen, Ausdauer im Eifer für Deutschlands Rettung, und herrliche Aussichten für die Zukunft verschaffen mußte. Nichts war tauglicher diese verschiedenen Zwecke zu erfüllen, als die Betrachtung: „was für herrliche Blüthen und Früchte aus dem innern Reichthume des Vaterlandes von selbst hervorgehen würden, sobald es die eiserne Hand nicht mehr fühlte, die bis jetzt die edelsten Keime zerknickt hatte.“ Die Erinnerung an den eigenthümlichen Werth und die Würde des ächten Deutschen, seinen Geist, seine Kraft, seine Tugend, seine Gebräuche und Religion; die Erinnerung an die Thaten der Vorfahren, und die Mittel, durch welche sich der Deutsche unserer Zeit ihnen verähnlichen könne, mußte die Seele jedes Jünglings ergreifen, sein ernstes Gemüth mit edlem Stolze erfüllen, und den Unwillen über die Herabwürdigung, welche der deutsche Name und die deutsche Kraft von den fremden Tyrannenknechten erduldet hatte, und damals noch erduldet, zur Verachtung, zum glühenden Zorne gegen die Unterdrücker steigern. — Was hier vom Abscheu fremder Sitte; von der wahren Achtung der Frauen (einer alten Tugend der Germanen, die schon Tacitus an unsern Vorfahren rühmt); von der Erziehung der weiblichen Jugend; vom ehemaligen patriarchalischen Verhältnisse der deutschen Fürsten zum Volke; vom deutschen Gewerbsfleiß, deutscher Kunst und Gelehrsamkeit; von Ausbildung und Achtung unserer schönen und reichen Sprache; von den Mitteln, den Spaltungen zu begegnen, welche aus dem Unterschiede der kirchlichen Meinungen und Gebräuche hervorgegangen sind; was endlich von der Einführung zweckmäßiger Volksfeste gesagt wird — kann nur als kurze, hingeworfene Andeutung betrachtet werden, verdient aber die Beherzigung jedes Deutschen, dem die Wohlfarth und das künftige Gedeihen des Vaterlandes am Herzen liegt. (Es sey uns erlaubt, bey dieser Gelegenheit auf ein Werk aufmerksam zu machen, in welchem alle diese, und noch mehrere, die Ausbildung der Deutschheit betreffende Gegenstände ausführlicher, und auf eine unnachahmliche Weise behandelt werden; das von keinem gebildeten Mitgliede unserer Nation ungelesen blei-

ben sollte, ja eigentlich ins Blut übertragen zu werden verdient, nämlich — auf *Jahns deutsches Volksthum*. Lübeck bey Niemann und Comp. 1810. — Leider scheint dasselbe in Oesterreich noch wenig bekannt zu seyn!).

Der zweyte Theil der vorliegenden Schrift besteht aus einer Rede des Profs. und damaligen Rektors *Krug* an seine Zuhörer; ein des Lehrers würdiger Abschied von Leipzigs Musensitze, den er verließ, um in der Mitte der streitlustigen sächsischen Jugend, Deutschlands Freyheit erringen zu helfen. Der Zweck der wenigen Blätter ist: die Überzeugung von der Heiligkeit des gegenwärtigen Kampfes zu befestigen, und die Gemüther seiner Zöglinge zur Rache gegen Frankreichs Herrscher und seine Söldlinge zu entflammen, die sich erfrechten, die Lehranstalten Deutschlands, und insbesondere die Lehrer und Schüler der Leipziger Universität durch die schmähdlichsten und niedrigsten Beschimpfungen zu entehren. — Merkwürdig, und dem künftigen Geschichtschreiber unserer Zeit in mancher Beziehung wichtig, sind die Eröffnungen des Verfs. sowohl im Kontexte seiner Rede, als in den angehängten Anmerkungen. Welchen Aufschluß geben sie über den Charakter des Mannes, der sich so gerne als einen Beschützer der Wissenschaften und Künste gepriesen wissen wollte, und welchen den größten Mann des Jahrhunderts zu nennen selbst deutsche Schriftsteller nicht errötheten! —

Wir sind frey! — Germanien 1814. (Ohne Angabe des Verfs. und Druckorts) 31 S. 8.

Ein interessanter Rückblick auf die Periode des franz. Einflusses auf Deutschland. Der Verf. dieser wenigen, aber desto gewichtiger Bogen, machte sich mit mehreren Schriftstellern des Tages, die dankbare Aufgabe, uns den Charakter des Mannes in seiner ganzen Individualität vor Augen zu stellen, welcher sich von der Vorsehung ausersehen glaubte, die Schicksale der Völker zu lenken und die Gestalt der europäischen Republik seinem Ideale, oder wie er es nannte, dem Zeitgeiste gemäß zu modeln. Neue Ansichten finden wir zwar nicht, doch ist das Bekannte in einer bündigen und schönen Sprache vorgetragen; auch jetzt noch, wo das Regiment des Terroristen vernichtet ist, wird kein Leser diese Schrift unbefriedigt aus der Hand legen. Vorzüglich Beyfall verdienen die Betrachtungen über die leichtsinnige Verschwendung der Völker, oder vielmehr ihrer unberufenen Sprecher mit dem heiligen Namen *Großs*, *Unvergeßlich*. „Wer den Heldenglanz und die Herrscherwürde im Niederreißen, Zerstoren und Unterjochen sucht, wer nur durch das Schwert regiert, und

zu glänzen aufhört, sobald er aufhört zu siegen, kann der groß heissen, auch wenn er eine halbe Welt im Staub geworfen, wenn er seine Waffen von den Säulen des Herkules bis auf Nova Zembla siegreich getragen, und das Verhängniß die Fürsten und Völker aller mächtigen Reiche an seinen Triumphwagen gefesselt hätte? — „Warum nennt ihr Sturmwinde, Erdbeben, Hagel und Schlossen nicht auch groß, erhaben und segensreich, da ihr doch den Mann, der die Kunst versteht, euch und eure Kinder, euer Habe und Gut, eure Saaten und Früchte im Sturm Schritte zu vernichten, groß und herrlich preiset?“ — Der große Mann hat seine Apotheose anticipirt, und war klein genug, seinen Ruhm überleben zu können. Der schwache Nachhall der noch wenigen Vergötterer seiner Thaten, wird ihn eben so wenig der allgemeinen Verachtung der Zeitgenossen, als der strengen Verdammung der künftigen Geschichte entziehen. Er begann groß und erhaben, wie ein glänzendes Meteor, und endet — als ein feiger Abenteurer.

Zwecke und Absichten des französischen Protektorats durch freywillige Schwäche der Deutschen begünstiget. Aus Thatsachen erwiesen. 1814. (Ohne Angabe des Verfassers und Druckorts.) 78 Seiten in 8.

Eine der vortrefflichsten Schriften, welche in der neuesten Zeit erschienen sind, wenn gleich der Titel nicht bestimmt genug angibt, was der Leser in ihr zu suchen hat. Merkwürdige, und durch eine Reihe von glaubwürdigen Thatsachen erwiesene Aufschlüsse über das innere Treiben der franz. Staatsverwaltung füllen den größten Theil des Werkchens aus, die um so anziehender sind, als sie aus dem Munde eines braven, wahrheitsliebenden Deutschen kommen, der Frankreichs Verfassung während seines langen Aufenthalts in diesem Lande studirte, und deren verderblichen Einfluß auf den Charakter der unglücklichen Nation richtig auffasste. Kein Zweig der Administration blieb unbeachtet, auch die geheimsten Wege der berückichtigten franz. Polizey werden bis ins kleinste Detail verfolgt. Was der Verf. über das schädliche Einwirken der franz. Sprache und Literatur, deren Moden, Sitten und Erziehung auf Deutschland sagt, haben zwar vor ihm schon mehrere Schriftsteller dem Volke zu Gemüthe geführt; allein diese wichtigen Gegenstände können nicht oft genug wiederholt werden, die Vorurtheile für alles Auswärtige sind zu tiefeingewurzelt, als daß die Warnungen und Ermahnungen einiger redlichen Männer schon zureichend seyn sollten, Veränderungen in der einmal üblichen Denkungsart

hervorzubringen, und die verwöhnte Mehrzahl zur ausschließenden Vorliebe des Vaterländischen umzustimmen. Die Bemühung und der warme Eifer des Verfs. ist uns daher ehrwürdig, und wir wünschen, daß seine Vorstellungen zum Wohle des Vaterlandes einen günstigen Erfolg haben mögen. Besonders wünschen wir, daß die letzten Seiten dieses Büchleins (69—78) recht allgemein beherzigt würden. Nicht genug kann empfohlen werden, was dort über die Mittel gesagt wird, den deutschen Nationalgeist rege zu machen und zu erhalten. Verbesserung der öffentlichen Erziehung und des Unterrichts, die bisher nur auf das Individuum, und selten oder gar nicht auf die Bedürfnisse des Vaterlandes berechnet waren, sind nach der Ansicht des Verfs. nebst der Beförderung der Sittlichkeit und Religiosität (für die sich nach dem franz. Muster, besonders in den höhern Ständen eine so schädliche Gleichgültigkeit eingeschlichen hat,) die vorzüglichsten Hebel, welche nicht genug beachtet werden können. Wir wollen bloß einige Stellen anführen, in welchen von den bisherigen Fehlgriffen der deutschen Erziehung gehandelt wird. „Unsere Kinder und Jünglinge wurden von dem ersten Augenblicke des Bewußtseyns gewöhnt, nur eine individuelle Berufsbestimmung zu kennen, und sich gar nicht in der Beziehung als Staatsbürger zu erblicken. Wurden in der Erziehung und dem Unterrichte die speciellen Berufsbedürfnisse befriedigt, so war alles geschehen, was nöthig war; denn alle übrigen Forderungen des Staates konnte man mit Geld ausfertigen, und auf diesem Wege versanken wir zu der Erniedrigung unter das franz. Joeh, das bey nahe unsere ganze Existenz vernichtet hätte. Die physische Erziehung sollte daher in allen Schulen und Erziehungsanstalten nicht so ganz vernachlässiget werden, wie es größtentheils geschieht; gymnastische Übungen könnten in allen Schulanstalten Statt finden, und zum Andenken des jetzigen Kampfes sollten in allen Schulen an gewissen Jahrestagen, zweckmäßige Kampfspiele gefeyert werden, um dadurch den Leibesübungen ein Interesse auch in den Augen derjenigen zu geben, die ihren Werth an und für sich selbst nicht zu würdigen wissen, und um das Andenken an Begebenheiten der Jugend einzuprägen, die einst zu gleichem Patriotismus sich angefeuert fühlen sollen. In dem Unterrichte der Sittenlehre und Religion sollte Liebe zum Vaterlande, zu unserer Regierungsverfassung gelehret, und die Pflichten des Muthes und der Aufopferung des Lebens zur Vertheidigung desselben, lebendig und kräftig auseinandergesetzt werden, was bisher, wenigstens nicht überall geschah. Eben so müßten diese Gegenstände in öffentlichen Religionsvorträgen fleißig behandelt, und mit Geist

und Leben den Zuhörern ans Herz gelegt werden" u. s. w. „Man hüte sich ferner in der Erziehung alles auf das todtte Wissen zu beziehen, worüber die Energie des Willens und die Thatkraft zu Grunde ging. — In dem Unterrichte der Geschichte und Geographie sollte das Vaterland ganz besonders berücksichtigt werden." u. s. w. Der Himmel beglücke das deutsche Vaterland mit einem kräftigen Talente, das im Geiste *Homers* die Thaten unserer Helden besinge. Ein ächter *deutscher Homer*, und ein für Schulen berechneter *deutscher Plutarch* fehlen uns noch. Der freye Grieche lernte und kannte vieles nicht, was wir auf Schulen und Universitäten lernen, aber er wufte als Knabe schon seinen *Homer* auswendig und behielt ihn sein Leben hindurch frisch im Gedächtnisse; in ihm fand er sich und sein Vaterland mit allen Eigenthümlichkeiten, und aus ihm sog er die unvergilgbare Liebe, die ihn zu den größten Opfern bereit machte, wenn es das Vaterland galt. —

Abhandlungen für Deutsche bey Eröffnung des Feldzuges von 1814, von Dr. Joh. Christ. Gottfr. Jörg, Prof. zu Leipzig. In der Baumgärtner'schen Buchhandlung, 98 S. in 8. Veritatem sequi et colere, tueri justitiam, aequè omnibus bene velle ac facere, nil extimescere.

Der Verf. stützt seine frohen Hoffnungen für die Deutschen und das künftige Wohl unseres Vaterlandes auf eine Reihe von Prämissen, deren Richtigkeit nun die Resultate der letzten Monate einleuchtend gemacht haben. Er theilt sein Werkchen in folgende drey Abschnitte, als eben so viele Argumente für seine Behauptungen. 1. *Ueber Frankreichs politische Lage im J. 1814*. (Eine kurze Widerlegung mehrerer Einwendungen, die aus Ängstlichkeit oder Besorgniß dem unmittelbaren, ungesäumten Angriff der franz. Macht auf eigenem Boden entgegengesetzt werden konnten.) 2. *Kurze Kritik der franz. Heereszüge in den Jahren 1812 und 1813*. (Der Verf. war ein aufmerksamer Beobachter der Zeitereignisse, ein emsiger Sammler aller Daten über die gegenseitigen Kriegsoperationen, daher man mit Gewißheit annehmen kann, daß in diesem Abschnitte aller Umstände Erwähnung geschieht, welche nur immer zur Privatnotiz gelangen konnten. Seine Urtheile über die Manöver des franz. Feldherrn vor und nach der Schlacht bey Leipzig sind nach unserer Meinung

vollkommen richtig; sie gründen sich auf Thatsachen, die mit vieler Wahrheitsliebe vorgetragen, und mit kaltem Verstande und vielem Scharfsinne geprüft sind. Die Anbeter der Napoleonischen Feldherrn Glorie werden in den Ansichten des Verf. keine große Unterstützung ihrer Vorliebe finden. Hier finden wir die militärischen Fehler, deren sich der kleine große Mann in den letzten Feldzügen schuldig gemacht hat, in Linie aufgestellt. Sie sind so klar und einleuchtend erwiesen, daß es nun mit Hülfe der Argumente unseres Verf., die noch durch eine beträchtliche Anzahl vermehrt werden könnten, nicht schwierig seyn kann, über den Ruhm Napoleons als Feldherrn bestimmt abzusprechen.) 3. *Deutschlands Stärke und Hülfsmittel bey Eröffnung des Feldzuges vom Jahre 1814*. (Ein sehr interessanter Überblick der physischen und moralischen Kräfte der Allirten, die zu den größten, und nun glücklich erfüllten Erwartungen berechtigten.) Die rege Thätigkeit der Deutschen nach Vertreibung der franz. Heere aus ihrem Vaterlande, und die Verbrüderung der Völker Europas gegen den Herrscher von Frankreich bilden nebst den obigen Gründen das Fundament, worauf der Verf. seine politischen Aussichten in die Zukunft baut. Sie füllen den letzten Abschnitt aus. Das Jahr 1814 hat bereits die Aufgabe gelöst, die ihm durch die letzten Blätter dieses Werkchens aufgetragen wurde. Der allgemeine Friede ist vielleicht in dem Moment, worin diese Zeilen niedergeschrieben worden, bereits abgeschlossen. Möge er auf eine Art beschaffen seyn, daß er als ein würdiges Resultat der größten Anstrengungen erscheine, welche die Welt je gesehen hat. „Dieser Friede ist kein gewöhnlicher, er hebt nicht etwa eine Streitigkeit zwischen zwey Fürsten auf, es ist ein Friede, der viele Nationen mit einander aussöhnt; er erstreckt sich über Europa, über die ganze kultivirte Welt." Er soll der Schlufstein der großen Revolution werden, die so gräßlich an der Seine begann, sich in veränderter Gestalt beynahe über alle Staaten von Europa hinwegwälzte, und endlich in den Punkt zurückkehrte, aus dem sie ausgegangen. Möge die europäische Menschheit geläutert und gereinigt aus diesem großen Brande hervorgehen, mögen vorzüglich wir Deutschen in dem allgemeinen Frieden die dauerhafteste Garantie der wiedergeborenen Nationalität, und die, unserem Charakter und Sitten anpassendste Regeneration des deutschen Staatenbundes erblicken!! —

(Die Fortsetzung folgt.)

Allgemeine Literaturzeitung.

N^{ro}. 43.

Dienstag, den 31. May

1814.

Ungrische Literatur.

*Ueber den Wachsthum der ungrischen Sprache und Literatur, von den ältesten bis zu den neuesten Zeiten *).*

(Nach einem Fragmente eines noch ungedruckten Werkes von Franz von Kazinczy.)

Wir haben nur wenige, und dazu noch größtentheils unzuverlässige Nachrichten von unsern asiatischen Vorältern. Neuere Geschichtsforscher rauben uns sogar den Ruhm, uns Nachkommen nennen zu können von jenem Attila, den die Furcht und der Haß der unterjochten Völker als den blutigsten Wütherich verschrien hat, indem man sein Bild mit Teufelshörnern zu malen pflegte, der aber in der That einer der größten Fürsten und Menschen seiner Zeit war. Es ist zwar nicht glaublich, daß ein Volk Künste und Wissenschaften gekannt habe, zu dem nicht einmal der Ruf gebildeter Völker gelangen konnte, und dem in den öden Wüsten Asiens nicht einmal das Glück fester Wohnsitze bekannt war; jedoch die Musen erwecken auch bey den rohsten Völkern ein Gefühl für ihre Reitze, und wie die spätern Fürsten

der Ungern, so hatte auch Attila seine Barden, welche die Thaten des Volks an festlichen Tagen besangen. Und man kann auch gar nicht zweifeln, daß bey den Opfern, die sie am Ufer der Flüsse dem unbekanntem Schöpfer der Natur brachten, die heiligen Empfindungen ihres Danks sich nicht sollten in Gesänge ergossen haben. Die Menge slavischer Wörter, welche der Haufe, der sich an der Donau und an der Theiß niedergelassen hatte, aus der Sprache des unterjochten Volks in die seinige aufnahm, läßt uns billig darauf schließen, wie bereit sie seyn mußten, auch alles übrige sich eigen zu machen, was diesem bekannt war. Dieß geschah besonders damals, als zwey ihrer Großen, Böles und Gyula, im Jahre 943 in Constantinopel sich taufen ließen, und Gyula's Tochter, Sarolta, ihren Gemal, Geisa, bewog, den Lehrern des neuen Glaubens freyen Eintritt in das Land zu gestatten, und endlich selbst zum Glauben derselben überzutreten. Sein Sohn Stephan der Heilige, genofs schon einer solchen Erziehung, daß er lateinisch schreiben und sprechen lernte; ja, ein Schenkungsbrief von ihm in griechischer Sprache zeigt uns, daß er auch griechisch gewußt habe. Die Könige Ungerns sahen sehr wohl ein, daß der von den Deutschen angenommene Glaube ihnen nicht nur den Weg zum Himmel öffnete, sondern sie auch auf ihrem Throne befestigte; und aus dieser zwiefachen Rücksicht suchten sie sich, so viel als möglich, nach den Gewohnheiten der europäischen Völker zu bequemen. So nahm das Volk merklich an Kultur zu, und mit dem Glauben und den fremden Gewohnheiten machte auch die Sprache weitere Fortschritte. Der ardhächtige König errichtete allenthalben Schulen, und die Bischöfe beförderten das Vorhaben der Regierung. Jedoch muß man gestehen, daß bey dem nähern Zwecke, dem geistlichen Orden taugliche Nachfolger zu erziehen, in diesen Schulen für die Vervollkommnung der vaterländischen Sprache wenig Sorge getragen wurde; und daß die hier erzogene Jugend auch in andern Kenntnissen sehr

*) Vor das Forum einer Wiener Literaturzeitung gehören auch die Literaturen der nichtdeutschen Bewohner der weiten Monarchie Österreichs, der edlen Madjaren, der zahlreichen Slaven und Wlachen. Wir schätzen uns glücklich, so wie wir im ersten Jahrgange dieser L. Z. eine willkommene Übersicht der slavischen Literatur geliefert, nun, durch den Beytritt der geachtetsten ungrischen Gelehrten im Stande zu seyn, eine ähnliche von der ungrischen zu geben. Gerechte und gründliche Rezensionen und Anzeigen von allem in den neuesten Zeiten Erscheinenden werden folgen.

Anm. des Red.

zurückblieb, so daß, als Koloman den Entschluß faßte, die Gesetze, welche vom Volk unter den vorigen Königen genehmigt worden, aus der ungrischen Sprache in die lateinische übertragen zu lassen, er sich gezwungen sah, diese Arbeit einem Fremden zu übergeben, offenbar darum, weil er unter den Ungern keinen fand, der dazu geschickt gewesen wäre. Ein vorzüglicher Beweis davon ist auch, daß die italienischen Gelehrten, die Matthias Hunyadi zu Ofen unterhielt, noch am Ende des XV. Jahrhunderts das lateinische Alphabet nicht für ganz geschickt hielten, die Töne der ungrischen Sprache auszudrücken. Zwar machten uns die Kreuzzüge hinlänglich mit auswärtigen Völkern bekannt, und diese waren denn doch nicht lauter Räuberhorden; wir waren in einen langen Krieg mit den Venezianern verwickelt; wir zogen mit Andreas II. ins heilige Land, und so hatten wir Gelegenheit genug, fremde Künste zu erlernen, und unsere nationale Rohheit abzulegen; allein, weil man die Sache verkehrt angriff, und also den Zweck verfehlte, so gerieth sie nothwendig bald wieder ins Stocken. Da erst empfing unser Volk den ersten wahren Funken zur Bildung, als die Blüthe unserer Jugend (im J. 1348) Ludwig den Großen, zur Rache wegen des an seinem Bruder verübten schändlichen Mordes nach Neapel begleitete, und von da, wie einst das siegreiche Rom aus dem besiegten Griechenland, italienische Künste und Wissenschaften, unserer Sprache neue Wörter, und dem Tokayergebirge formianische Reben brachte. Er selbst, dieser in der That große König, dann sein Eidam Sigmund, ferner Johann Vitéz von Zredra, Erzbischof von Gran, und endlich Matthias, errichteten zwar Akademien; allein, diese gingen in den unruhvollen Zeiten bald unter, und man hatte darin auch keine Sorge für die vaterländische Sprache. Unsere glücklichere Jugend ging nach Bologna, Rom und Paris um zu studieren; allein, da sie gewohnt waren, alles Fremde dumpf anzustarren, so vergaßen sie, daß sie ihre dort gesammelten Schätze zu Hause durch das Medium der Volkssprache zum allgemeinen Nutzen hätten weiter verbreiten sollen *). Da wir aus diesen Zeiten, ausser einigen Legenden und Hymnarien nichts besitzen, so können wir, wenn wir auch zugeben wollen, daß der gegen alle wissenschaftliche Bildung eben sowohl als gegen den christlichen Glauben wüthende Feind alles, was er Geschriebenes in seine Hände bekam, zernichtete, dennoch behaupten, daß

*) Johann Vitéz (sonst Cesinge, und noch anders Janus Pannonius), Bischof zu Fünfkirchen soll denn doch eine ungrische Sprachlehre verfertigt haben.

die Zahl derjenigen, die in ungrischer Sprache schrieben, wohl nicht sehr ansehnlich gewesen seyn möge. Hatte doch Matthias, der so große Lust daran fand, Bücher einzukaufen, nicht so viele Einsicht und Vaterlandsliebe, daß er die ungrischen Volksgesänge, wie einst Karl der Große die der Franken, aufzuzeichnen befohlen hätte; ja, in der so reichen Bibliothek zu Ofen befand sich nicht ein einziges ungrisches Buch. Unser Schlaf war um diese Zeit so tief, daß uns keine geringere Begebenheit daraus erwecken konnte, als jene Spaltung war, welche die Neuerungen des Wittenberger Augustinermönchs erregten. Denn da viele ihrer Studien wegen Wittenberg besuchten, so trug dieß sehr viel dazu bey, daß diese Neuerungen in Ungern so bald Eingang fanden. Luthers Apostel schrieb hier in ungrischer Sprache, wie er selbst dort in deutscher, damit die neue Lehre vom Volke verstanden würde, und sich die Zahl ihrer Anhänger so viel als möglich, vermehrte. Die Lehrer des alten Glaubens folgten ihrem Beispiele, und was bey diesen Streitigkeiten am meisten gewann, das war die vaterländische Sprache und Literatur. Nikolaus Oláh, Erzbischof von Gran, stiftete in der Absicht, für die alte Lehre mehrere Vertheidiger zu erziehen, nachdem er die Jesuiten in das Land gebracht hatte, unter der Aufsicht derselben in Nagy Szombat (Tyrnau) eine Schule, wodurch der erste Grund zu einer ungrischen Universität gelegt wurde.

Zu dieser Zeit errichtete der Ban von Croatien, später Palatin, Thomas Nádasdi, der auch selbst zur neuen Lehre übertrat, in Uj-Sziget (griechisch nannte er sie Neanesus), nahe bey seinem gewöhnlichen Aufenthaltsorte Sárvár die erste Buchdruckerey *), worauf bald die in Debreczin, Kolozsvár (Klausenburg), Nemet-Ujvár (deutsch: Giesing), und Nagy Szombat (Tyrnau) folgten; und man sieht leicht ein, wie sehr hierdurch sowohl die Sache des Glaubens als auch die Bildung der vaterländischen Sprache befördert werden mußte. Schon im Jahre 1539, sechs Jahre später, als das erste gedruckte ungrische Buch, (nämlich: *Szent Pálnak Komjáti Benedek által fordított Levelei* **), die Briefe Pauli, übersetzt von Benedict

*) Dieß war zwar nicht die erste Buchdruckerey, sondern die, welche Matthias durch Andreas Hefs in Ofen errichten ließ. Allein da in dieser aufser dem einzigen Chronicon Hungariae (im Jahre 1473) nichts gedruckt wurde, so kömmt sie hier gar nicht in Betracht.

** Es ist nicht an dem, daß im Jahre 1484 in Nürnberg eine Oratio et Cantilena de inventione dextrae St. Stephani regis, idioma ungarico gedruckt worden sey,

Komjáti) in Krakau herauskam, liefs Johann Sylvester (eigentlich ungrisch Erdösi), erster Hofprediger bey Thomas Nádasdi, eine Grammatica hungarico-latina*), im Jahre 1541 aber das von ihm übersetzte Neue Testament hier drucken; zu Ende dieses Jahrhunderts gab man dann schon mehrere Bücher heraus, z. B. Gabriel Pestü (Domherr wie man glaubt, in Stuhlweissenburg) Asops Fabeln; ferner Valentin Balassa, Sebastian Tinódi, Peter Illosvai, u. a. Verse; Nikolaus Telegdi (Bischof zu Fünfkirchen) Predigten; Stephan Székely von Benczéd (Prediger zu Liszka, Szikszá und Göncz) eine Chronik, einen allgemeinen Kalender, und Religionsbüchelchen; Caspar Heltai (Pred.) eine Geschichte von Ungern, Valentin Vörös (Stadt-richter zu Debreczin, und Notär der Biharer Gespannschaft) Verböczi's Tripartitum; Peter Melius (eigentlich ungrisch Juhász), ferner Stephan und Andreas Bejthe (Pred.) Bücher von der Kräuterkunde; B. A. (Andreas Batizi, Prediger zu S. A. Ujhely, Tokay und Erdödi) das erste ungrische Abc-Buch**); und oben erwähnter Pestü, Blasius Fabricius (eigentlich ungrisch Kovács, geboren zu Szikszá, und Prof. in Sáros Patak) und der Csana-der Bischof Faustus Verancius arbeiteten an ungrischen Wörterbüchern; und lange vorher hatte schon zuvorgenannter Erdösi angefangen, Verse in griechischem Sylbenmasse zu schreiben.

Im XVII. Jahrhundert that unsre Sprache und Literatur noch grössere Fortschritte. Die Predigten des Cardinals Peter Pázmány, und des Jesuiten Georg Kaldy, wie auch des letzteren Bibelübersetzung, die Epopöe des Stephan Gyöngyösi (Vicespanns in der Gömörer Gespannschaft), und die des Nikolaus Zriny, der die Heldenthat seines Urgroßvaters bey der Belagerung von Szigethvár besang, welches Werk zwar ungelehrten Lesern weniger, gelehrteren und verständigerern aber mehr als das vorgenannte gefallen muß; diese Schriften werden selbst in der glänzendsten Epoche der ungrischen Literatur für Meisterwerke gelten. Um eben diese Zeit legte Albrecht Molnár aus Szencz Hand an zur Verfertigung eines ungrischen Wörterbuchs und einer Sprachlehre. Wieviel versprach nicht ein so glücklicher Anfang! Allein die darauf erfolgten traurigen Zeiten unter-

brachen den glücklichen Fortgang, und ungefähr bis zur Hälfte des XVIII. Jahrhunderts treffen wir kaum auf ein Werk, welches im Vergleiche mit jenen unsere Aufmerksamkeit verdiente.

Jedoch, diese so lange Ruhe ersetzte das letzte Jahrzehend der großen Theresia reichlich. Unsere Krieger wurden in den zwey blutigen Preussenkriegen mit der schon blühenden Literatur der Deutschen bekannt, und als sie nach Hause kehrten, unterhielt sich schon die männliche sowohl als die weibliche Jugend unsers Vaterlandes, mit Lesung der schwedischen Gräfinn und der so schönen Fabeln von Gellert, wie auch der Satyren von Rabener. Ja manche kannten auch einen Haller, Hagedorn und Kleist. Friedrichs Ruhm erfüllte auch unser Vaterland, wie das übrige Europa, und diejenigen, die um sich keine Bücher ans Licht treten sahen, bewunderten den König, der Bücher schrieb noch mehr, als den, der Schlachten gewann, und den Feind in die Flucht schlug. Maria Theresiens großer Gemahl, Franz der erste, römischer Kaiser, jener verehrte Freund und Gönner der Künste und Wissenschaften, steckte unterdeß, im schönsten Vereine mit seinem Swieten, in dem nahe liegenden Wien die Fackel des Verstandes aus, und wohlthätig wirkte ihr Glanz auch bis hierher. Die Musen kündigten, wie überall, so auch bey uns, ihre Ankunft durch den Flor der schönen Künste, der Musik, Malerey, Bildhauerey, Architectur und Poesie an. In Prefsburg, der damaligen Hauptstadt Ungerns, eröffneten die Kohári's und Csáki's den Tempel der deutschen Thalia und Melpomene. Gideon Ráday, General Orczy, Franz Faludi und der Graf Joseph Teleki fingen an zur ungrischen Leyer Lieder zu singen, doch ihre Werke blieben ungedruckt. Dieschüchterne Scham, die nicht weniger das dumpfe Stauen roher Bewunderer, als der Boshaften stolzes Lächeln scheuet, hielt sie ab, ihre Werke herauszugeben. Eine schöne Morgenröthe hub an, über unserm Horizonte zu leuchten, doch noch hing ein schwerer Nebel die schönsten Strahlen der Sonne auf.

Diese erhob sich endlich in ihrem vollen Glanze, als jene angebetete Regentinn die liebenswürdigsten Söhne des Vaterlandes im Jahre 1760 in die Zahl ihrer neu errichteten Leibwache aufnahm, und ihnen so Gelegenheit gab, mit dem feineren Tone der Königsstadt bekannt zu werden. Wien ward ihnen kein Capua, kein Sybaris. Schon zu Hause waren sie mit der Kenntniß der römischen Literatur gehörig ausgestattet worden, jetzt ward das Studium der neueren Literatur ihre Beschäftigung, und nicht lange darauf traten sie mit dem schönen Feuer der Jugend, und im Selbstgefühl ihres Werthes, als Schriftsteller ihrer Nation

wie Anton Bartalis behauptet. Siehe Kultsár Istvánnak Hazai Tudósításai, Jahrgang 1807 Nro. XII.

*) Aufs neue herausgegeben in den Magyar Régiségek és Ritkaságok von Franz von Kazinczy Pest 1808.

**) Eben daselbst. — Jetzt bin ich schon gewiß davon überzeugt, daß unter den Buchstaben B. A. Andreas Batizi verstanden werde.

auf. Alexander Báróczy (weiland k. k. Oberster in Wien), Abraham Barcsay (Oberster, gestorben im J. 1806 den 3. März), und Georg Bessenyei *) (in Berettyo-Kovácsi, Tafelgerichtsbeysitzer der Biharers Gespannschaft), traten zugleich auf, und mit Bewunderung hörte die Nation ihre nach französischem Geschmacke gebildete Sprache. An sie schloß sich der unglückliche Anyos an, und sang die halberstickten Gefühle seines weichen Herzens in der Einsamkeit eines Paulinerklosters. Nicht wenige zeigten sich auch in dem Vaterlande des unsterblichen Übersetzers des Telemach (nämlich in Siebenbürgen) vor den Schranken, unter denen wir nur den glücklichen Übersetzer des Cid, den Grafen Adam Teleki, und den des Belisar, den Baron Stephan Daniel hier nennen wollen.

Während uns nun diese mit dem Geschmacke des Auslandes bekannt machten, war Joseph Rajnis in Güns im Begriffe, schon im J. 1773 einen ganzen Band Gedichte in griechischem Sylbenmaße herauszugeben. Allein David Szabó aus Barót, und, fast mit ihm zu gleicher Zeit, Nikolaus Révay kamen ihm, wiewohl er früher Hand daran legte, mit ihren Gedichten in gleichem Sylbenmaße zuvor. (Vor ihnen hatte schon Kalmár in seinem Prodomus im J. 1770 über 200 Seiten Hexameter herausgegeben.)

Bis jetzt lasen wir noch immer keine ungrischen Zeitungsblätter. Matthias Ráth (später ev. Pred. in Raab) fing an im J. 1780 am 1. Jänner solche in Prefsburg, unter dem Titel Magyar Hirmondó (Ungrischer Verkündiger) herauszugeben, und hierdurch erwarb er sich den Ruhm, daß seit Pázmány und Albrecht Molnár aus Szencz, kein Sohn unseres Vaterlandes mehr zur Beförderung der ungrischen Sprache und Kultur gethan habe. Acht Jahre später fing Joseph Pézeli (reform. Pred. in Komorn) unter dem Titel Mindenes Gyűjtemény (Sammlung verschiedener Nachrichten) an, gelehrte Neuigkeiten zu schreiben. Jedoch sein Vorhaben scheiterte bald. Statt desselben schrieben: Alexander Szaevay (von 1787—1793) den Magyar Kurir, Demetrius Görög (von 1789—1803) die Hadi Történetek (Kriegsbegebenheiten), welches Blatt später den Titel des zweyten Hirmondó (Verkündiger) führte, und Daniel Pántzél den ungrischen Merkur (vom J. 1793—1798). Jetzt gibt in Wien Dr. Samuel Décsy den Magyar Kurir, und in Pest, seit Julius 1806 Stephan Kultsár die Hazai Tudósítások (Vaterländische Nachrichten), heraus.

Periodische Schriften hatten wir viere: das

*) Nicht Abaujvárer, wie nach Horányi auch Stephan Sándor sagt, sondern Szaboleser, jetzt aber Biharers Gutsbesitzer.

Kaschauer Magyar Museum (1788), den Orpheus (1790), die Uránia (1793), und im Jahr 1807 den Segítő (Beyträge zur Literatur), von Thomas Ragályi. Der Musenalmanach, der unter dem Titel a' Helikoni Virágok (Blumen vom Helikon) im J. 1791 herauskam, und die sehr schätzbaren Zsebkönyvek (Taschenbücher) von Johann Kis (1798, 1799), fanden auf die folgenden Jahre keine Verleger; Beweis genug, welch ein Nachtheil es für unsere Literatur sey, daß die Nation bis jetzt noch keine Recensionen lesen konnte, und wie tadelnswerth die Meinung derjenigen sey, die entweder vom betrüglichen Scheine einer übelangebrachten Bescheidenheit und Sanftmuth hintergangen, oder aus blöder Furcht für ihre Ruhe, sich nicht erkühnen ihre wahre Meinung über den Werth der Werke unserer Schriftsteller laut werden zu lassen. So lange dieß nicht geschieht *), wird das Publikum die erscheinenden Werke immer mit Gleichgültigkeit ansehen, und unsre sorglosen Schriftsteller, ohne Furcht vor der Geißel, nach wie vor halb im Schläfe und halb wachend ihre Werke niederkrizeln.

Nach dem Beyspiele fremder Nationen wurden auch in unserm Vaterlande, namentlich in Kaschau, Komorn, Gdenburg, Pest, Gesellschaften zu gemeinschaftlichen literarischen Arbeiten errichtet. Zu eben der Zeit wurde auch in Siebenbürgen, besonders durch die Bemühungen Georg Arauka's eine Gesellschaft zur Bildung der ungrischen Sprache zu Stande gebracht.

Der Hr. Prof. Joseph Márton, in Wien, suchte dem Mangel eines Wörterbuchs einigermaßen abzuhelfen. — Sprachlehren haben wir mehr, als zu wünschen ist. Die beste und ausführlichste ist ohne Zweifel die, welche Nikolaus Révai (Prof., gestorben 1807 am 1. April) in zwey Bänden herausgab, und es ist kein geringer Nachtheil für unsere Literatur, daß die zwey letzteren Theile derselben und andere Werke von ihm ungedruckt liegen.

Die ungrische Schaubühne wurde in Ofen 1790 am 25. Oct. eröffnet. Im Kampfe mit immerwährenden Hindernissen, wäre sie ohne Zweifel untergegangen, wenn sie nicht ausser andern der Patriotismus des Baron Nikolaus Wesselényi in Schutz genommen, und mit einer Freygebigkeit, die fast an Verschwendung gränzte, unterstützt hätte.

*) Mit Überzeugung unterschreiben wir diese Meinung des würdigen Verfassers und werden sie nach unsern Kräften ins Werk zu setzen streben.

Die erst jüngst erschienenen Werke neuerer Dichter berechtigen uns zu den schönsten Hoffnungen für die Zukunft. Gabriel Dayka und Michael Csokonai Vitéz, deren Tod für den ungrischen Parnas zu früh erfolgte, sind allgemein bekannt. Franz Kisfaludi's Liebesgedichte sowohl als auch dessen Balladen werden von Jedermann mit Entzücken gelesen, und in Daniel Berzsenyi's Gedichten glüht ein Feuer, das bald mit erhabenem Schwunge unsern Geist erhebt, bald mit sanfter Wehmuth unser Herz rührt, und diefs in einer Sprache, die durch ihren Wohlklang bezaubert.

Der Ort erlaubt es nicht, weder hier, noch in dem Werke, woraus diefs Fragment genommen wurde, ausführlicher über diesen Gegenstand zu sprechen; und diefs kann auch nicht eher geschehen, bis nicht die hinterlassenen Handschriften Révai's ans Licht treten werden. Man ersieht aus der Recension, welche Ladislaus Vig aus Boldogréut neulich in die Hazai Tudósítások (siehe das 38. und die folgenden Blätter, Jahrgang 1809) über das schätzenswerthe Werk Samuel Pápay's einrückte, was wir von diesem seinen Schüler, Freunde und Mithelfer im Sammeln und Arbeiten, der die Schätze seines Lehrers, nach einer sorgsam Untersuchung kennt, in der Beleuchtung dieses Gegenstandes erwarten können; und es sey mir erlaubt, ihn im Namen des Publikums zu bitten, er möchte diese Lücke doch recht bald auszufüllen suchen.

Magyar Dámák' Kalendáriumja 1814. Új eszteni dói ajándékul a' szép Nem' számára. (Ungri-scher Damenkalender auf das Jahr 1814. Zum Neujahresgeschenk für das schöne Geschlecht. Preßburg, bey S. P. Weber und Sohn. In kleinem Taschenformat.)

Der Herausgeber, einer der gelehrtesten Philologen Ungerns, verdient durch die Fortsetzung dieses gut gerathenen Damenkalenders den Dank des ungrischen schönen Geschlechts und der Freunde desselben. Inhalt und Form ist gleich empfehlungswerth, doch müssen wir uns hier blofs auf eine kurze Anzeige des Inhalts einschränken.

Vor dem Titel steht eine sauber gestochene Allegorie der Hoffnung auf das Jahr 1814. Saturn, der Gott der Zeiten, hebt den Vorhang der Zukunft. Es erscheint der Engel des Friedens, und stürzt den verheerenden Krieg von 1813 in den Abgrund; das unten angebrachte Fortepiano deutet auf die Harmonie der Völker.

Dann folgt die Genealogie des regierenden Kaiserhauses; Fest- und Zeitrechnungen und andere Kalendermaterien.

Nun kommen die zwölf Monate mit sauber gestochenen Kupfern; und zwar 1. Weibliche Vaterlandsiebe. 2. Weiblicher Heldenmuth. 3. Weibliche Verschwiegenheit. 4. Nutzen der weiblichen Klugheit. 5. Weibliche Emsigkeit. 6. Weibliche Mäßigkeit im Putz. 7. Weibliche edle Sparsamkeit. 8. Weibliche Großmuth. 9. Weibliche Gutmüthigkeit. 10. Weibliches Mitleiden. 11. Weibliche Dankbarkeit. 12. Fest der häuslichen Glückseligkeit.

Hierauf folgt die historische Beschreibung dieser Kupfer. Die Beschreibung einer Reise auf den feuerspeyenden Berg Ätna, von Kazinczy. — Der Ring des Polykrates, Ballade nach Schiller, von Kis. — Der Damenorden des Sternkreuzes nebst seinen Statuten und dem in Kupfer gestochenen und mit Farben illuminirten Ordenskreuze, von Horváth. — Einige Gedichte, von Berzsenyi, Dayka und Szemere. — Originelle Fabeln von Vitkovits. — Lieder von Szemere nach deutschen beliebten Liedern, und in dem nämlichen Sylbenmaße verfaßt, daß sie nach der nämlichen Musik gesungen werden können. — Die vorzüglichsten Jahrmärkte in Ungern.

Literargeschichte.

David Ruhnkenii, Lud. Casp. Valckenarii et aliorum ad Joh. Aug. Ernesti Epistolae. Accedunt Dav. Ruhnkenii observationes in Callimachum, L. C. Valckenarii adnotationes in Thomam. Mag. et Joh. Aug. Ernesti acroasis inedita. Ex autographis edidit Joh. Aug. Henr. Tittmann Prof. Lips. Lips. apud Gerhardum Fleischherum jun. 1812.

Durch diese Briefe wird das Andenken eines Mannes erneuert, der nächst Jo. Matth. Gesner in Deutschland zu einer Zeit, wo der Sinn für das Alterthum fast erstorben war, oder sich auf eine verkehrte Weise äußerte, hauptsächlich zur Weckung dieses Sinnes beytrug. Aber, wie Gesner, wirkte er mehr durch lebendige Lehre, und zog sich Schüler, von denen noch jetzt einige am Leben voll seines Lobes sind. Durch diese ward sein Ruhm so verbreitet und erhöht, daß man anfangs nicht wagte, seine philologischen *Schriften* mit denen der gleichzeitigen weit gründlichern holländischen Gelehrten zu vergleichen, zumal

da der leichte fließende, dem Cicero ganz nachgebildete Styl des Ernesti, weit mehr Freunde und Bewunderer gewann, als die würdevolle gedrängte Kürze eines Valckenar, eines Ruhnken. Die kältere Nachwelt dagegen von zierenden Aufserlichkeiten nicht bestochen, erkennt die großen Mängel, welche Ernestis Ausgaben der Classiker anhaften, und zumal, da wir uns rühmen können, weit gründlichere Alterthumsforscher aufzuweisen, ziehen wir, ohne Ernestis Verdienste dadurch zu schmälern, die Parallele zum Vortheil seiner genannten unsterblichen Zeitgenossen.

Diesem Urtheile vorzugreifen, und hauptsächlich Ernesti gegen die Angriffe, welche der würdige Schüler jener Männer Wytttenbach in Ruhnken's Leben auf ihn gemacht hat, zu vertheidigen, bemüht sich Hr. Tittmann in der gutgeschriebenen, an Hegel gerichteten Vorrede zu diesen Briefen. Er zeigt, wie man Ernesti die Gewohnheit, nur mit wenig Noten seine Ausgaben auszustatten, als ein Zeichen von Armuth unrichtig ausgelegt habe, wie Wytttenbachs Behauptung, Ernesti habe absichtlich aus Neid die ihm von andern Gelehrten mitgetheilten Anmerkungen zurückbehalten, Verleumdung sey, wobey er das Verhältniß Valckenars zu Ernesti bey der Herausgabe des Callimachus auseinandersetzt, und schließt endlich mit der Behauptung, daß die holländischen Gelehrten den wachsenden Rahm der deutschen Philologen schelstüchtig verkleinerten. Indem wir gestehen, hiervon keine Beweise zu haben, besonders nicht zu Ungunsten Wytttenbachs, sind wir zugleich der Meinung, daß Hr. Tittmann keineswegs Ernesti durch die Bekanntmachung dieser Briefe ein so ehrenrettendes Denkmal gesetzt habe. Wir sehen zwar in allen Briefen Ruhnken's eine große Achtung für Ernesti ausgesprochen, aber wie sollte er das nicht in freundschaftlichen Briefen? er, der junge Mann, der kaum erst durch Hemsterhuys's Fürsprache zum ausserordentlichen Professor der griechischen Literatur auf der Universität zu Leyden gewählt war, vor dem alten Gelehrten, dessen Ruhm durch Europa erscholl. Wie liebenswürdig erscheint uns zugleich Ruhnken! Freygebig und zuvorkommend theilt er uns seine Bemerkungen über mehrere Stellen des Callimachus mit; sanft und mit Freyheit weist er die Irrthümer aufzudecken, in welche Ernesti, wie man sieht, aus ungenauer Kenntniß der Sprache bey Widerlegung der von Ruhnken aufgestellten Conjecturen verfallen ist, bescheiden besteht er darauf, seinen Namen bey Bekanntmachung seiner Bemerkungen zu unterdrücken, (indem er hinzufügt: *ex talibus nihil mihi laudis vel accrescit vel decedit*) so, daß wir durch dieses alles über das, was wir Ernesti

eigentlich in seiner Ausgabe des Callimachus zu verdanken haben, in genaue Kenntniß gesetzt werden.

Den 15 Briefen Ruhnken's, die von Seiten der Sachen und des gediegenen Latein gleich anziehend sind, folgen zwey von Valckenar, in denen schon mehr Kälte herrscht; auch sie enthalten Noten zum Callimachus: hierauf einige von dem Engländer Musgrave, von dem Schweizer Breitingen (welche letztern sehr abstechen gegen die Reichhaltigkeit der frühern), endlich auch ein Empfehlungsschreiben von Wytttenbach voller Complimente. Den Briefen sind zugegeben: Ruhnken's Noten zum Callimachus, ein Leben des Aratus aus einer Handschrift, welches zwar auch im Ernesti'schen Callimachus, Tom. I. p. 590 abgedruckt ist, aber in den Bemerkungen Ruhnken's und Hemsterhuys von den hier mitgetheilten abgeht; Varianten zu den Wolken des Aristophanes aus einem Leydner codex, Ruhnken's notulae in Scholia. Nach allem diesem folgt das Schätzbarste unsers Bedünkens, was diese Sammlung enthält, nämlich L. C. Valckenarii annotationes ineditae in Thomae Mag. Eclogas, in welchen die bekannte Gelehrsamkeit und der Scharfsinn desselben sich kund gibt. Wir stossen auf eine Menge Sprachbemerkungen, von denen viele, wenn auch nicht jetzt mehr neu, zur vollständigen Kenntniß beytragen. Insoweit müssen wir Hrn. Tittmann Dank wissen für die Herausgabe dieser Briefe.

Philologie.

Chr. G. Heynii Professoris Eloq. etc. opuscula academica collecta et animadversionibus locupletata. Volumen VI. Göttingae, apud Henricum Dieterich. 1812.

Es herrscht auf den Universitäten die alte Sitte, öffentliche Feyerlichkeiten, so wie die Ankündigungen der Vorlesungen mit kleinen Abhandlungen zu begleiten, von denen eine große Anzahl zur Aufklärung einzelner Punkte auf dem Gebiete der Wissenschaften schätzbare Beyträge geliefert hat. Die Gewohnheit von Jahrhunderten hatte für öffentliche Reden auf gelehrten Anstalten die lateinische Sprache bestimmt, und wir würden es als ein Vorzeichen des Verfalls gründlicher Gelehrsamkeit ansehen, wenn aus einer mißverstandenen Schätzung der Muttersprache jene aus denselben verdrängt würde. Denn, wem liegt es mehr ob, die Sprache, welche das Bindungsmittel der

Gelahrten der Welt ist, welche erhaben über Eifersucht und Neid seit Jahrtausenden in der Kirche wie in den Wissenschaften sich ihrer Majestät bewußt, herrscht, aufrecht zu erhalten, und vor verunstaltenden fremdartigen Bestandtheilen zu schützen, als denjenigen, welche Inhaber und Stammhalter ächter und gründlicher Gelehrsamkeit seyn, und welche mit dem Licht der Wissenschaft aus ihrer anspruchslosen Sphäre hohe und niedere Verhältnisse des Lebens durchdringen und erhellten sollen. Diese Betrachtungen verknüpfen wir mit dem Andenken des Mannes, welcher noch an den Pforten zur Ewigkeit vorliegende Sammlung uns hinterlassen hat, eines Mannes, dem keiner seiner Gegner eine viel umfassende Gelehrsamkeit, eine seltene Gewandtheit, und die wohlthätigste ununterbrochene Wirksamkeit auf seine Zeit in Wissenschaft und Kunst absprechen wird. Wie wohl würde es uns seyn, könnten wir zu diesem Lobe auch das der Tiefe, der kritischen Genauigkeit fügen, könnten wir auch die Form tadelfrey betrachten, in der sich der Vielgewandte mittheilte, könnten wir insbesondere ihm das Verdienst beylegen, die Reinheit der lateinischen Sprache durch einen edeln, kräftigen, nach den besten Mustern gebildeten Styl, durch sorgsame Wahl der Ausdrücke behütet und befördert zu haben, wie es ihm geziemte bey seinem großen Einflusse! Aber so fühlen wir bey Durchlesung auch dieser seiner letzten Schriften ein gewisses Mißbehagen, mit dem wir möchten sagen musivisch zusammengesetzten Latein, und werden an das reinere, gediegnere seines großen Schülers, Wolf, gemahnt. Es zeigt sich aber auch in dieser Sammlung die Mannigfaltigkeit und Ausdehnung von Heyne's literarischen Beschäftigungen, wie aus der kurzen Anzeige der mitgetheilten Aufsätze hervorgehen wird.

I. *Censura ingenii et morum L. Aurelii Symmachi cum memorabilibus ex ejus Epistolarum libris*: wir finden hier mehreres über die Zeiten des Gratianus Valerianus und Theodosius, unter welchen Kaisern Symmachus hohe Würden bekleidete. — II. *Censura ingenii et morum D. Magni Ausonii cum memorabilibus ex ejus scriptis*. — III. *Censura ingenii et historiarum Ammiani Marcellini nonnullaque ex iis memorabilia*; fast zu wenig ist über diese Hauptquelle für die Geschichte der Jahre 353—378 gesagt. — IV. *Censura sex scriptorum historiae Augustae*. — V. und VI. *Censura XII Panegyricorum veterum*; ein anziehender Aufsatz. Der panegyrische Theil der Beredtsamkeit ging von den Prunkreden aus, welche schon in den blühendsten Zeiten griechischer Bildung, besonders von den herumwandernden Sophisten bey

Spiele und allerley Festlichkeiten gehalten wurden; daher auch der Name von *πανηγυρίς*, coetus. Es diente ihnen das Lob der Götter und Heroen, so wie das die griechische Eitelkeit so schmeichelnde Andenken ihrer Waffenthaten zum Hauptgegenstande, so dafs man bald nur *Lobrede* mit dem Namen panegyricus bezeichnete. Bey dem Verfalle der Beredtsamkeit blieb diese Gattung endlich die einzige, in welcher es gestattet war aufzutreten, ja sie wurde vorzüglich gepflegt unter den römischen Kaisern, welche mit frecher Stirn sich die größten Lobsprüche sagen liefsen. Es sind aber die meisten der aus den spätern Zeiten der Kaiser übrig gebliebenen Reden Glückwünschungsreden; auffallend ist es, keine Leichenreden unter ihnen zu finden, welche im Alterthume gar nicht ungewöhnlich waren; so haben wir die berühmte Rede vom Perikles bey dem Thucydides, des Plato in dem Menexenus. Zu Rom war es in den Zeiten der Republik Gewohnheit, die Leichenbegängnisse der Vornehmen so zu verherrlichen: unter den Kaisern aber werden kaum andere erwähnt, als von ihnen selbst gehaltene. Augustus hielt öffentlich Reden zum Andenken des Marcellus, des Drusus und seiner Schwester Octavia; Tiberius feyerte den Augustus, Nero den Claudius, Domitianus den Titus, und so mehrere. — Die Reden der 12 so genannten Panegyriker fangen mit der des Claudius Mamertinus an den Maximianus Herculeus im Jahre 289 an; unter andern findet sich eine an den Kaiser Justinus II., in welcher das ganze Ceremoniel bey dem Antritte seiner Regierung beschrieben und viele andere Merkwürdigkeiten der damaligen Zeit mitgetheilt werden. — VII. *Censura ingenii et doctrinae Salviani Massiliensis librique de gubernatione dei, post similes Augustini Orosiique conatus scripti*. — VIII. *Censura Boethii de consolatione philosophica*. — IX. *Alexandri Severi Imp. religiones miscellas probantis judicium illustratum et ad causas suas revocatum*, ein sehr langer, für die Religionsgeschichte der Römer lehrreicher Aufsatz. Von dieser wird eine allgemeine Übersicht gegeben und gezeigt, wie die Gleichgültigkeit gegen die Religion der Väter und die Einführung fremder Religionsgebräuche mit dem Verfalle der Sitten und des Reichs, gleichen Schritt hielt. Dem Ganzen sind kleinere Abhandlungen beygegeben: 1. *De Christi effigie in Alexandri Severi larario habita*. Hier wird die sonderbare Behauptung aufgestellt, dafs der abergläubische Gebrauch, den man von den Bildern der Heiligen machte, aus den Schulen der Philosophen ausgegangen sey; da in diesen die Gewohnheit geherrscht habe, die Bildnisse der Stifter und Lehrer nicht allein aufzustellen, sondern auch in Ringe

gefaßt bey sich zu tragen, wobey Zeugnisse der großen Verehrung Epikurs aus Cic. de Finib. V, 1. und aus Plin. H. N. XXXV, 2, 2 §. 5. angeführt worden, die Bewunderung sey endlich in eine vergötternde Anbetung ausgeartet. Es ist aber wohl keinem Zweifel unterworfen, daß das Christenthum bey seiner Ausbreitung durch Aegypten und durch Asien, zugleich mit den Träumereyen asiatischer Zeichendeuterey den Bilderdienst angenommen habe, dessen Wiege von den ältesten Zeiten her Indien war. — Die 2te Ausgabe ist: De superstitionibus aetatis Alexandri Severi Imp. — 3. De superstitionum, quae sub Romanis increbuerunt, originibus ex symbolorum usu. Die interessante Lehre von den Symbolen wird hier auf eine etwas oberflächliche Art behandelt, so wie wir denn überhaupt der Meinung sind, daß Heyne das Studium der Mythologie mehr geredet und für dasselbe zusammengetragen, als eigentlich auf die rechte Weise betrieben und begründet habe. So werden, um nur dieses anzuführen, als Quellen religiösen Aberglaubens und symbolischer Verehrung angegeben: erstens die Verwegenheit des menschlichen Sinnes, Fragen zu lösen, als noch nicht die Natur der Dinge, welche sie betrafen, erforscht und die Kräfte der Vernunft gehörig reif waren; zweytens die Armuth der menschlichen Sprache. Dabey ist nicht beachtet, die dem Menschen angeborne Scheu vor etwas Höhern, ihn Beherrschenden; so wie das hieraus entspringende Bemühen, es zu gewinnen, dann der menschlichen Seele tiefinliegende Hang zum Wunderbaren. Eben so wenig befriedigt das, was von den religiösen Meinungen der Indier, Magier und Chaldäer, denen der Asier, Syrer und Phönicier, über den Naturdienst der Griechen, und über astrologische Deutungen gesagt ist. Hiermit hängt zusammen: 4. De religionibus et superstitionibus miscellis per figuras symbolicas effictis, imprimis in gemmis sculptis. 5. De gemmis astrologicis et magicis inter amuleta habitis. 6. De artis fingendi et sculpendi corruptelis ex religionibus peregrinis et superstitionibus productis. — Sodann folgen die Anzeigen einer Reihe von Preisaufgaben auf der Göttinger Universität, zwischen welche eine kleine Abhandlung gestreut ist, über Alexander den Großen, in wiewfern er die Idee einer Verbindung aller Länder durch einen Welthandel bey seinem Eroberungsplane gehabt habe. Diese Hypothese ist aufgestellt von einem Engländer Rownal in *Treaty on the studium of antiquities* p. 89 — 95,

welcher als seinen Gewährsmann Diod. XVIII, 4. anführt. Heyne greift aber nicht allein diese Hypothese an, sondern geht überhaupt darauf aus, Alexander alle höhere Absichten, wie die der Verbreitung griechischer Bildung und Sittigung abzusprechen, und seine Großthaten nur als die Ausbrüche einer unersättlichen Eroberungssucht darzustellen. Wenn er aber seine Thorheiten und Launen als Beweise dafür erhebt: so wollen wir zwar keineswegs läugnen, daß, besonders in der spätern Zeit, Alexander vom Übermuth zu unwürdigen Handlungen getrieben wurde; machen aber zugleich aufmerksam, wie sehr er schon von griechischen Schriftstellern aus Haß gegen das Asiatische, zu dem er sich hinneigte, mag verkannt und herabgesetzt seyn. Immer war Alexander groß auch in seinen Fehlern: die Erhabenheit seiner Gedanken, der Adel seiner Empfindungen, der Zauber seines Genies spricht uns aus so viel Zügen an, daß wir ihn unter die Zahl gemeiner Eroberer unmöglich mischen können. Berechtigt, an dem ewigen Nationalfeinde der Griechen Rache zu nehmen, begann er seinen Zug, vielleicht nur von diesem Gefühle und dem Durst nach Thaten getrieben: aber bald mußte das ihm frühende Glück, der Anblick der innern Auflösung der asiatischen Reiche seine Entwürfe erweitern, der ungewöhnliche Erfolg ungewöhnliche Ideen in ihm entwickeln. So leuchtet aus allen seinen Anordnungen nach dem Sturze des persischen Reiches der Plan eines ungeheuern Weltreiches, indem sich verschiedenartige Elemente, griechische Bildung und asiatische Grofsheit vereinigen sollten; die Anstalten zur Ausführung dieses Gebäudes wurden mit aller Raschheit nach dem Zeugnisse der glaubwürdigsten Schriftsteller betrieben, als der Tod ihn, der vielleicht mehr von seinen Ideen, als vom Weine berauscht war, überraschte. Seine Tugenden überglänzen weit seine Fehler: nur wer ein Auge hat für die letzten, kann ihm Planlosigkeit zuschreiben.

Dieser Bemerkungen konnten wir uns hauptsächlich darum nicht enthalten, da Heyne mehrere mit der liberalen Umsicht und der ruhigen Unparteylichkeit der Geschichte unverträgliche Urtheile verbreitet und befördert hat. — Am Ende der Sammlung stehen Zusätze und Berichtigungen zu frühern Abhandlungen, unter denen am bedeutendsten die Zugabe zu der bekannten *commentatio de Castoris epochis etc.*, ist.